Glauben und Wissen.
1905. III. Jahrgang. — Heft 5. Mai.



Für die Ewigkeit.

Wenn heutzutage der Italienreisende mit der Bahn Neapel-Metaponto dem Süden zufährt, trifft sein Auge nach wenig Stunden ein stilles wunderbares Bild, das ihn wie ein Märchen aus alten Zeiten anmutet: In schweigender Einöde, nicht weit vom Meeresufer drei gewaltige Griechentempel — Pästum, das alte Poseidonia.

Es ist nicht mehr das blühende Pästum, das einst Martial besungen:

> Überall wirkte der Lenz um die anmuthauchende Flora:
> Herrlich im üppigsten Grün hatte sich Pästum geschmückt.
> Also, wohin er im Wandeln den Schritt und die Blicke nur lenkte,
> Glühten auf jeglichem Fleck Rosen und Rosengewind'.

Von Rosen ist nicht viel zu sehen. Nur Riedgras und armseliges Strauchwerk rund umher auf dem Grab einer versunkenen Zeit. —

Noch zeugen da und dort altersgraue, moosbewachsene Reste der Stadtmauer von dem Umfang, den einst die alte Hellenenstadt gehabt. Sonst ist nichts von ihr übrig geblieben in all den Völkerstürmen, die über sie hingingen, als jene drei mehr als zweijahrtausendjährigen Riesentempel — eins der hehrsten Denkmale griechischen Geistes und griechischer Religiosität.

Finstere Bergrücken schauen auf diese weltgeschichtliche Bühne herab, und es ist, als wollten sie fragen: Wo seid ihr stolzen meerschweifenden Hellenen, die ihr einst euch hier eine Heimat gründetet? Warum brennt nicht mehr das Opferfeuer auf dem Altar der Ceres?[1]) Warum steht Poseidons[1]) Heiligtum so still und verlassen? —

Sieh, da bricht die Abendsonne durch die Wolken, und die riesigen Travertinsäulen, vor kurzem noch so grau und leblos ragend, beginnen zu leuchten und zu glühen in einem so wunderbaren Goldton, so durchscheinend, so satt und lebenswarm,

1) Altgriechische Götter.

als hätten sie noch immer etwas von dem Glanz und Feuer des alten Griechengeistes auszustrahlen. Das ist ihre stille Sprache, in der sie noch heute reden von der Herrlichkeit jener großen Zeit, der sie angehören.

Kriegsgeschrei und Erdbeben haben oftmals wild an ihnen gerüttelt, Sturm und Wetter ihre Merkmale in den harten Stein gegraben, aber noch stehen sie, majestätisch, groß und edel wie die Geschichte des Griechenvolkes selbst, von der sie zeugen, ein Sinnbild des Unvergänglichen gleich dem Meer, das dort seine Wogen rollt von Jahrtausend zu Jahrtausend.

* * *

Das Christentum kam und baute auf den Trümmern griechischen Geistes und griechischer Religiosität seine neue Welt- und Gottesanschauung.

Paulus war der kühne Baumeister, der mit zäher Energie und unermüdlichem Eifer Unglaubliches verrichtete.

Heute noch, wenn wir seine Briefe lesen, glauben wir ihn lebendig vor uns zu sehen mitten in der Arbeit an dem gewaltigen Werk, bald hoch oben auf schwindelndem Gerüst stehend, das Ganze überschauend und seine Weisungen gebend, bald die Grundmauern und einzelnen Pfeiler auf ihre Tragfähigkeit hin prüfend, bald in stiller Nacht neue Pläne entwerfend oder die alten bis in ihre feinsten Einzelheiten auszeichnend. Er wollte einen Bau aufführen, wie er noch nicht dagewesen, einen Bau, der die Jahrtausende überdauert, bestimmt für die Ewigkeit. —

Und doch, der Mann mit dem weitreichenden Blick und dem bescheidenen demütigen Sinn, er sah es wohl und gestand es offen, daß auch seinem Werk das Vergängliche anhafte, daß vieles daran im Lauf der Zeit sich ändern, ja verschwinden werde. — „So doch die Weissagungen aufhören werden und die Sprachen aufhören werden und die Erkenntnis aufhören wird“. — Aber drei heilige Tempel, das war seine feste Zuversicht, würden bleiben mitten in allem Werden und Vergehen, in allen Stürmen und Umwälzungen kommender Zeiten, darum weil sie auf Felsengrund gebaut sind und aus unvergänglichem Material, und er nannte sie: „Glaube, Hoffnung, Liebe“, und die Liebe, sagte er, wäre die Größeste unter ihnen.

Hat ihm die Geschichte nicht recht gegeben?

Wenn das Geschlecht unserer Tage den Spuren seines Geistes, seiner Arbeit nachwandelt, wenn es die Gefilde seines Denkens und Erkennens, seiner Sprache und Weissagung, oder sagen wir richtiger: Schriftauslegung betritt, es geht ihm wie dem Wanderer, der nach Pästum kommt. Es steht auf dem Boden einer entschwundenen Welt. Des Paulus Sprache, war sie schon einem Petrus oft schwer verständlich, ihm ist sie fremd und Dunkel geworden, sie scheint ihm nicht mehr in die Ausdrucksweise der modernen Zeit zu passen — ein antikes Gemäuer, das erst durch die Wissenschaft freigelegt und erklärt werden muß.

Des Paulus Erkenntnis — ich meine nicht sein Wissen von dem gekreuzigten Christus, sondern seine Erkenntnis von der ihn umgebenden Welt, seine Vorstellung von der Zukunft — wieviel davon hat sich als nicht haltbar erwiesen, ist losem Gestein gleich abgebröckelt, und der Schritt neuer Zeiten, anderer Erfahrungen und umwälzender Entdeckungen ist darüber hingegangen, — sie scheinen uns den Über-

resten der Stadtmauer des alten Poseidonia zu gleichen, die erzählen, wie eng damals noch die Menschen zusammen wohnten. —

Und seine Schriftauslegung, mit wieviel teils jüdischen teils griechischen Vorstellungen rechnet sie und baut darauf auf, in die wir uns wohl pietätvoll versenken, und die wir zum Gegenstand unseres Studiums machen können, die aber doch mehr oder weniger weit abliegen von unserm heutigen Empfinden und unsern praktischen Bedürfnissen, von dem Zeitalter des Radiums und der Elektrizität, der großen sozialen Kämpfe der Gegenwart und dem Ringen moderner Wissenschaft um Stoff und Geist und die sie bewegenden Gesetze. — Ein lang entschwundenes Pästum, vom Schutt der Geschichte bedeckt und vom Gras der Zeit überwachsen.

Wohl holen auch wir noch immer von da die wertvollsten Bausteine für das religiöse Werden unserer Zeit und den Neubau christlichen Lebens, an dem wir arbeiten, so wie Rom von dem Felde Pästums sich Quadern und Säulen geholt hat, um damit seine Kirchen zu bauen, aber der Meißel der Theologie und kirchlichen Praxis muß sie erst den veränderten Verhältnissen anpassen. — Ungebrochen, groß und herrlich, mit derselben verständlichen und überwältigenden Sprache zu uns redend wie einst zu Paulus Zeit, ragen aus jenen fernen Tagen nur drei hehre Tempel christlichen Geistes, jene drei, in die alles hineingebaut ist, was das nach Frieden und Seligkeit verlangende Menschenherz braucht, und die für unser Geschlecht so gut wie für alle kommenden der bleibende Schatz der Erfahrung und der Ausdruck des Höchsten und Besten ist, was das Christentum hervorgebracht hat: Glaube, Hoffnung, Liebe.

Gibt es etwas Größeres, Unvergänglicheres, etwas, das den Stürmen des Lebens mehr Kraft entgegenzusetzen und im Kampf ums Dasein mehr Halt und Ausdauer zu geben vermöchte, etwas, das uns auch in jenen schwersten Erschütterungen, die innere Anfechtung und Zweifel, Sünde und Schuld unserer Seele bringen, doch nicht wanken und fallen läßt, oder falls wir gefallen, wieder aufrichtet, als den Glauben an einen allmächtigen und barmherzigen Gott, zu dem wir „Vater" sagen dürfen, und der uns seine Kraft und Treue, seine tragende und vergebende Gnade, so überzeugend und gewinnend offenbart hat in dem Leben und Sterben des Einen, der sich seinen Sohn nannte?

Gibt es etwas Stärkeres, Erhebenderes bei dunklen Lebensführungen, bei Enttäuschungen und Entsagungen, beim Blick auf soviel scheinbare Ungerechtigkeit und Grausamkeit im Walten der Geschichte, etwas was uns mit so bleibender Freudigkeit und immer neuem Mut beseelen kann bei dem oft so erfolglosen Ringen unseres inneren Menschen nach völliger Freiheit und Herrschaft seiner besten und edelsten Triebe, dessen in uns, was wir Gottes Reich nennen, als die Hoffnung, daß der Gott, den wir im Glauben Vater nennen, doch allem Schein zum Trotz endlich das Ziel erreichen wird, das er sich für seine Kinder gesteckt, darum weil sein Geist noch immer in ihnen wohnt und an ihnen arbeitet? — Daß dieser Gott unermüdlich auf dem Bauplatz der Geschichte steht und die scheinbar in wirrer Unordnung daliegenden Steine doch mit klarem Blick überschaut und weiß, wozu er jeden gebrauchen wird, daß er sie zur rechten Zeit fassen und an der rechten Stelle in den großen

Bau seines Reiches einmauern werde, den er seit Anfang geplant hat? — Und ist nicht eben das Kreuz auf Golgatha der Pfeiler in diesem Gebäude, der die Hauptlast trägt? Und ist nicht grade um dieses Kreuz die Hoffnung konzentriert, die auch einem sterbenden Schächer noch blieb, nachdem alles für ihn zusammengebrochen, die für Tausende nach ihm der einzige Halt und letzte Trost war, den ihnen ein zertretenes Leben übrig gelassen hatte? —

Und endlich, gibt es etwas Festeres und Bewährteres, um die Glieder einer Familie, einer Gemeinde, ja die Parteien im sozialen und kirchlichen Leben eines Volks zu vereinigen zu gegenseitigem Sichverstehen und Achtenlernen, zu gemeinsamer Arbeit für aller Wohlfahrt, — etwas, das so geeignet wäre, erlittenes Unrecht tragen zu helfen und in Segen zu wandeln, persönliches Mißtrauen zu beseitigen und alten Groll vergessen zu lassen, — etwas, das auch den Tausenden, die das Brandmal der Schande und des Verbrechens an sich tragen, am ehesten ermöglicht, den Glauben an Gott und an sich selbst wiederzugewinnen und brauchbare Glieder der Gesellschaft zu werden, — das auch die im Bann des Heidentums Gefangenen am sichersten lösen und zur Freiheit der Kinder Gottes führen kann, — als die Liebe, die auf dem Grund der Lebensgemeinschaft mit Jesus Christus erstanden ist, und die in seiner Person und dem heldenmütigen Opfer, das er uns gebracht, ihre siegreiche und bleibende Kraft für alle Zeiten bewiesen hat? —

Und ist nicht diese Liebe das Größeste, größer noch als Glaube und Hoffnung, darum weil sie der Ausdruck des Wesens Gottes selbst ist und den, der sie besitzt, ihm ähnlich macht und sein Reich auf Erden endlich der Vollendung entgegenführt?

Das sind die drei Tempel christlichen Geistes, die alles Werden und Vergehen der Geschichte überdauern.

In ihren Schatten wollen wir immer wieder eintreten, um dem Gott zu opfern, von dessen Herrlichkeit sie zeugen, und um immer neu das starke Wehen seines Geistes zu verspüren.

Wohl uns, solang im Grunde unsers Herzens diese drei noch leuchten und den Glanz der Ewigkeit ausstrahlen.

Mag eins nach dem andern sich wandeln oder vergehen von dem, was wir in heißer Arbeit erdacht, erstrebt, erbaut und erkämpft haben, mögen noch so schwere Stürme des Schicksals und noch so viel Heere des Zweifels über unsere Seele hingehen und uns manches nehmen, was sicher zu stehen schien. Diese drei müssen bleiben wie die alten Griechentempel auf Pästums Flur, damit unser Name nicht ausgelöscht werde aus dem Buch des Lebens bis auf den großen Tag, dem wir entgegengehen; — sie sind gebaut für die Ewigkeit. T. Nitschmann.



Schillers Weltanschauung
in seinen Dramen.[1])

Zur Erinnerung an den 9. Mai 1805.

Als im November 1889 Sudermanns „Ehre" unter ungeheurem Beifall im Berliner Lessing-Theater aufgeführt wurde, da kam mit diesem Drama eine Weltanschauung zum Ausdruck, welche, schon seit geraumer Zeit von gewissen Naturforschern und Philosophen gelehrt, allmählich breite Schichten unseres Volkes durchdrungen hatte. Eine Anzahl junger himmelstürmender und teilweis nicht unbegabter Dramatiker machte die Bühne zur Kanzel, um die Wahrheiten des Naturalismus zu verkünden und dem sensationsdurstigen Publikum zu zeigen, wie sich in ihrem Kopfe die Welt male. In geschickter Weise wurde uns in der „Ehre" vorgeführt, wie im Vorderhaus beim Kommerzienrat Mühlingk nicht minder verlotterte Anschauungen herrschen als im Hinterhause in der Arbeiterfamilie überall, oben und unten und bei den einzelnen Gliedern der Familien die verschiedensten Begriffe von Ehre und Anstand. Daraus wurde nun der ebenso gewöhnliche wie oberflächliche Schluß gezogen, daß der Begriff der Ehre beim Mann wie bei der Frau ein Phantom sei, daß es eine Ehre so wenig gebe wie eine Sittlichkeit überhaupt. „Alles sind Nerven", sagt der Dichter, „alles ist Stimmung; Sittlichkeit ist ein vager, inhaltsloser Begriff."

Damit war der Kernpunkt der neuen Weltanschauung bezeichnet, welche bewußt all dem entgegentrat, was den Besten des deutschen Volkes bisher heilig und unantastbar gewesen war. Treue, Wahrhaftigkeit, Friedfertigkeit, Keuschheit, Achtung vor der Autorität wie vor der Schwäche, Anständigkeit in Gesinnung wie im Handeln, kurz all die Ideale, durch welche das Christentum die Kultur unseres Volkes emporgehoben hat, wurden hier und in der Folge mit Füßen getreten und als rückständiges Erbteil der Herdenmenschen verhöhnt, das die Entwicklung der Herrenmenschen und damit alle höhere Vervollkommnung der Menschheit aufhalte.

Freilich erkannte man bald, daß es noch starke Festungen gab, welche der Ausbreitung und Durchführung dieser Anschauungen widerstanden, auch in der Dichtkunst. Hier ragten aus der Vergangenheit noch Denkmäler, die sich nicht so leicht

---

1) Im Anschluß an den obigen Artikel empfehlen wir unseren Lesern angelegentlichst drei kleine Schriften zur Schiller-Feier: H. Petrich, Friedrich von Schiller, sein Leben und Dichten. Mit zahlreichen Abbildungen. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 96 S. Schön kartoniert 0.80 Mk., eleg. geb. 1.50 Mk. Der Vorzug dieses Büchleins ist seine volkstümliche Sprache in der Art und Weise von E. Frommel. Derselbe Verfasser ließ in demselben Verlage auch ein noch kleineres Heft erscheinen: Friedrich von Schiller. Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Todestag. 16 S., das nur 15 Pf. kostet. — K. Brunner, Prof Dr., Unser Schiller. 2. Aufl. 6.—15. Tausend. Pforzheim, O. Riecker, 1905. 46 S. Mit Schillers Bildnis. Kartoniert 0.50 Mk. Dieses Schriftchen ist sehr geeignet für das Volk und für die Jugend. Es hat in 10 Tagen schon eine zweite Auflage erlebt, was genug für dasselbe spricht. — Alle drei genannten Schriften sind bei Partiebezug bedeutend billiger.

stürzen ließen. Ein Rocher de bronce[1]) war Schiller. Da man das deutliche Gefühl hatte, daß er tief im Herzen des Volkes wurzele, und daß er mit seiner starken Eigenart der Inbegriff alles dessen war, was dieser modernen Weisheit entgegenstand, so wurde gegen ihn von allen Seiten Sturm gelaufen. Zunächst wurde seine Kunst verdächtigt: was braucht das Drama Charaktere und Handlungen, die aus ihnen hervorgehen und in ihnen begründet sind; was brauchen die Helden Ziele, denen sie nachstreben, an die sie wohl gar ihr Leben setzen? Wozu kunstvolle Exposition und kunstvoller Aufbau, Verwickelung und Lösung? Das ist veraltet, ist Torheit, rief man von allen Seiten. Zuständliches naturgetreu wiederzugeben ist das Wichtigste; allerlei Vorgänge, zufällig und zwecklos, wie sie das Leben bietet, sind die passendsten Gegenstände für das Drama, welches das Leben wiederspiegeln soll, wie es ist. Wozu Anfang und Ende? Ausschnitte aus dem Leben, wie wir sie meist auch in diesem wahrnehmen, sollen uns auf den Brettern, die die Welt bedeuten, vorgeführt werden.

Der Hauptangriff aber richtete sich gegen seine sittliche Weltanschauung. Helden, die zielbewußt handeln, erklärte man für Unsinn, und gar Schuld und Sühne für lächerliche Ammenmärchen, einfältige Kinder zu schrecken. Der Mensch hat ja nach dieser Lehre keinen freien Willen, also ist er auch nicht für seine Taten verantwortlich. Deshalb interessieren auch im Drama gar nicht Handlungen, sondern vielmehr Seelenzustände leidender Menschen, die unter einem Druck stehen, unter einer starken Naturanlage wie Trunksucht, Sinnlichkeit und Fleischeslust, und dieser widerstandslos erliegen.

So schrieen sie im Chor, von der breiten Masse Gleichgesinnter und Urteilsloser bejubelt, so ging es wie ein Taumel durch die 90er Jahre. Schiller war tot, wurde tausendmal totgesagt. — Und heute, angesichts seines 100. Todestages?

Der Rausch ist verflogen; der so siegesgewisse Naturalismus liegt zuckend am Boden und gibt nur noch selten ein Lebenszeichen von sich. Die Theater sind an solchen Abenden meist leer. Das Publikum ist der faden Speise überdrüssig geworden, und die jungen Dichter haben sich in einem Alter überlebt, in dem unsere Heroen nach gründlicher, wissenschaftlicher und künstlerischer Durchbildung ihrer Weltanschauung ihre klassischen Werke zu schaffen erst anfingen. Unser Schiller aber lebt! Er wird leben und muß leben, weil er mit seinem Idealismus, mit dem Reichtum seiner erhabenen Gedankenwelt ein unvergänglicher Jungbrunnen des deutschen Volkes ist.

Darum wollen wir ihm zum Gedächtnis einen Rückblick in die Ideenwelt tun, die er uns erschlossen hat, und wenn wir in ihr die höchsten Tugenden der Menschheit erkennen, dann wollen wir den Entschluß fassen, ihm unsere Liebe und Anhänglichkeit zu bewahren und die Begeisterung für ihn dem nachfolgenden Geschlecht zu überliefern.

Daß Schiller ein geborener Dichter war, ein Künstler von Gottes Gnaden, der von innen heraus arbeitete und nur dem in seinen Dichtwerken Gestalt gab, was er in tiefster Seele erlebt und empfunden, das zeigte sich schon auf der Militär-

1) d. h. ein Felsen von Erz.

akademie. Seinen Lieblingswunsch, Theologie zu studieren, hatte ihm der Herzog zerstört, als er ihm die Wohltat erwies, ihn in die neue Pflanzschule aufzunehmen, in der nur Offiziere, Juristen und später auch Mediziner gebildet wurden. In der durchaus militärisch geleiteten und geordneten Anstalt mußte sich der zart geartete und besaitete Jüngling unbehaglich fühlen. Der Druck dieser Verhältnisse lastete schwerer und schwerer auf ihm. Aber gerade unter diesem Druck reiften in seiner Feuerseele die edelsten Eigenschaften. Neben einem unstillbaren Freiheitsdrange, der Sehnsucht, seine besten Kräfte frei entfalten zu können, erwachte in ihm der Haß gegen alles Niedrige und Gemeine in der Welt, gegen alle Ungerechtigkeit und Tyrannei. All diese Empfindungen strömte der Dichter in seiner dramatischen Erstlingsarbeit, „den Räubern", aus. In diesem Sinne wählte er als Titelbild den aufsteigenden Löwen mit erhobener Pranke und die Unterschrift: Gegen die Tyrannen.

Dieser Karl Moor, von den Verhältnissen zerdrückt, in welche die Bosheit seines Bruders ihn gestürzt hat, ist ein Phantast, wie der Dichter bereit, den Kampf gegen alles Schlechte in der Welt aufzunehmen. Da er in seiner Leidenschaftlichkeit falsche Mittel ergreift, so muß er bald erkennen, daß seine Jugend, die Zeit, „wo er nicht schlafen konnte, wenn er sein Nachtgebet vergessen hatte", tausendmal besser war als die Gegenwart, wo er schuldbeladen dasteht, da er, beim besten Willen Gutes zu tun, das Gemeine, Niedrige, Unrechte nicht vermeiden konnte. Wie rührend weiß der Dichter die Sehnsucht des verlornen Sohns zu schildern! „Daß alles so glücklich ist, durch den Geist des Friedens alles so verschwistert! — Die ganze Welt eine Familie und ein Vater dort oben — mein Vater nicht — Ich allein der Verstoßne, ich allein ausgemustert aus den Reihen der Reinen — mir nicht der süße Name Kind — nimmer mir der Geliebten schmachtender Blick — nimmer, nimmer des Busenfreundes Umarmung — es war eine Zeit, wo mir die Tränen so gern flossen — o ihr Tage des Friedens! Du Schloß meines Vaters — ihr grünen schwärmerischen Täler! O all ihr Elysiums-Szenen meiner Kindheit — Werdet ihr nimmer zurückkehren — nimmer mit köstlichem Säuseln meinen brennenden Busen kühlen? — Traure mit mir, Natur! — Sie werden nimmer zurückkehren, nimmer mit köstlichem Säuseln meinen Busen kühlen. — Dahin! Dahin! unwiederbringlich! —"

Wie ergreifend findet die Heimatsliebe durch den Helden Ausdruck, der bei seiner Rückkehr von seinen wilden Räubertaten in die Worte ausbricht: „Sei mir gegrüßt, Vaterlands-Erde! Vaterlands-Himmel! Vaterlands-Sonne! — Und Fluren und Hügel und Ströme und Wälder! Seid alle, alle mir herzlich gegrüßt! — Wie so köstlich wehet die Luft von meinen Heimatgebirgen! wie strömt balsamische Wonne aus euch dem armen Flüchtling entgegen! — Elysium! Dichterische Welt! Halt ein, Moor! Dein Fuß wandelt in einem heiligen Tempel."

So tief wie das Gefühl der Schuld ist auch der Ernst der Reue, und das Bewußtsein von der Notwendigkeit der Sühne, dem Karl Moor in den Worten Ausdruck gibt: „O, über mich Narren, der ich wähnte, die Welt durch Gräuel zu verschönern und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht zu halten. Da steh ich am Rande eines entsetzlichen Lebens und erfahre nun mit Zähnklappern und Heulen,

daß zwei Menschen wie ich den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden. Gnade — Gnade dem Knaben, der dir vorgreifen wollte — Dein eigen allein ist die Rache. Du bedarfst nicht des Menschen Hand. Freilich steht's nun in meiner Macht nicht mehr, die Vergangenheit einzuholen. — Schon bleibt verdorben, was verdorben ist — Was ich gestürzt habe, steht ewig niemals mehr auf — Aber noch blieb mir etwas übrig, womit ich die beleidigten Gesetze versöhnen und die mißhandelte Ordnung wiederum heilen kann. Sie bedarf eines Opfers — eines Opfers, das ihre unverletzbare Majestät vor der ganzen Menschheit entfaltet — dieses Opfer bin ich selbst. Ich selbst muß für sie des Todes sterben."

Erschütternd ist die Wirkung des bösen Gewissens in Franz Moor geschildert. Gott und Gewissen sind dem Dichter eben nicht Phantome, sondern echte Realitäten. Zwar nennt die Bosheit eines Franz sie Possen und Weihnachtsmärchen, aber der Dichter stellt sie dar als Dornen im Fuß des Gottesleugners. Denn „der Wurm des Gewissens," sagt er, „kann dem Menschen den letzten Trost rauben im Sterben und ihn um sein letztes Gebet bringen". Wie klar stellt er als Ursache der Unmoralität und Gewissenlosigkeit den Materialismus hin, den Franz mit den Worten kennzeichnet: „Der Mensch entsteht aus Morast, und watet eine Weile im Morast, und macht Morast, und gährt wieder zusammen in Morast, bis er zuletzt an den Schuhsohlen seines Urenkels unflätig anklebt. Das ist das Ende vom Lied — der morastige Zirkel der menschlichen Bestimmung".

Diese Überzeugung hält aber auch bei dem Bösewicht in der Not nicht stand, immer wieder erwachen die Qualen, die ihm sein Inneres bereitet; er sieht Gespenster, er kann nicht allein sein, er träumt vom jüngsten Gericht, wo es nur eine Wahrheit, nur eine Tugend gibt und alles mit gerechter Wage gewogen wird, und hört die Stimme: Du bist verworfen. Er will es sich ausreden, daß „droben einer über den Sternen richtet", aber er kann es nicht. Da läßt er sich den Pfarrer Moser holen, um ihm zu zeigen, daß er ein Narr sei, und so auf theoretischem Wege durch den Verstand das Gewissen umzubringen. Und nun folgt die größte Bußpredigt, die je von einem Dichter gehalten worden ist.

„Das ist die Philosophie eurer Verzweiflung", erwidert ihm Moser; „aber euer eignes Herz, das bei diesen Beweisen ängstlich bebend wider eure Rippen schlägt, straft euch Lügen. Diese Spinnweben von Systemen zerreißt das einzige Wort: Du mußt sterben! — Ich fordere euch auf, das soll die Probe sein: wenn ihr im Tode annoch feste steht, wenn euch eure Grundsätze auch da nicht im Stiche lassen, so sollt ihr gewonnen haben; wenn euch im Tode nur der mindeste Schauer anwandelt, wehe euch dann! Ihr habt euch betrogen. — Sehet zu, das Schicksal der Menschen stehet unter sich in fürchterlich schönem Gleichgewicht. Die Wagschale dieses Lebens sinkend, wird hoch steigen in jenem, steigend in diesem, wird in jenem zu Boden fallen. Aber was hier zeitliches Leiden war, wird dort ewiger Triumph; was hier endlicher Triumph war, wird dort ewige unendliche Verzweiflung. — Meint ihr, dem Arm des Vergelters im öden Reich des Nichts zu entlaufen? Und führet ihr gen Himmel, so ist er da! Und bettetet ihr euch in der Hölle, so ist er wieder da! und sprächet ihr zu der Nacht: Verhülle mich! und

zu der Finsternis: Birg mich! so muß die Finsternis leuchten um euch, und um den Verdammten die Mitternacht tagen — aber euer unsterblicher Geist sträubt sich unter dem Wort und siegt über den blinden Gedanken."

Dennoch wird in den Räubern zum Schluß nicht Rache gepredigt, sondern Sühne und Erbarmen. Von den Lippen des sterbenden alten Moors kommt das wunderbare, segnende Wort: „Sei so glücklich, als du dich erbarmest". Darum atmet auch Karl froh auf, als er durch die Nachricht von Franz' Tode des Gerichts über den Bruder enthoben wird, mit den Worten: „Habe Dank, Lenker der Dinge! Erbarmung sei von nun an die Losung". Und endlich die Lösung: er überliefert sich zur Sühne seiner erkannten und bereuten Schuld der irdischen Gerechtigkeit. Die Selbstsühne durch Selbstmord verschmäht er mit den Worten: „Eine Todsünde kann nicht das Äquivalent gegen Todsünden sein"; deshalb macht er noch im Sterben den armen Schelm mit seinen elf Kindern glücklich, indem er ihm den auf seinen Kopf gesetzten Preis in die Hände spielt.

So arbeitet dieser 20jährige Dichter den ersten tragischen Gedanken aus seinem Innern heraus: Niemand darf sich auflehnen gegen die sittliche Weltordnung, indem er Unrecht durch Unrecht zu heilen versucht. Und derselbe Gedanke beschäftigt ihn im „Fiesko", wo der edle Held, der die schändlichste Tyrannei eines Mordbuben wie Gianettino Doria durch Vorsicht und List siegreich bekämpft, dabei der Versuchung erliegt, sich selbst zum Usurpator zu machen und seine unberechtigte Herrschaft an die Stelle der ersehnten Freiheit zu setzen. Es ist der Kampf des Übermenschen, der sich seiner Größe bewußt ist, der aber auch fühlt, daß er die Tugend verletzt, indem er Gerechtigkeit, Vertrauen und Aufrichtigkeit täuscht; wenn er dennoch im Übermaß des eignen Wertgefühls den lockenden Herrschaftsgelüsten folgt, so fordert die sittliche Weltordnung, daß er darüber zu Grunde geht. Seine edle Gattin nennt seine Tat eine freche Wette mit Gott, und Verrina sagt: „Du hast eine Schande begangen an der Majestät des wahrhaftigen Gottes, daß du dir die Tugend die Hände zu deinem Bubenstück führen ließest. Du hast den Himmel geneckt, und den Prozeß wird das Weltgericht führen".

Schildert er in dieser Tragödie die Zustände, die sich unter einem blutdürstigen, durch und durch unsittlichen Tyrannen in fremdem Lande und längst vergangener Zeit entwickeln konnten, um schließlich für die berechtigte Monarchie eines edelen Herrschers einzutreten, so führt er uns in „Kabale und Liebe" in die unmittelbare Gegenwart an den Hof eines deutschen Fürsten, wo feile Liebedienerei und elende Mätressenwirtschaft alle Entwicklung gesunder Verhältnisse niederhalten. Schon Lessing hatte diese Zustände in „Emilia Galotti" gegeißelt, aber die nackte Wirklichkeit durch italienisches Kostüm leicht verhüllt. Hier trat zehn Jahre später ein junger begeisterter Vertreter der Sittlichkeit mit einem scharf gezeichneten Bilde des deutschen Hoflebens seiner Zeit hervor und zeigte, wie Lüge, Gemeinheit und Intrigue ein reines Menschenherz in die Enge treiben, daß es, in den heiligsten Gefühlen gekränkt, die Bahn der Wahrheit verläßt und darüber zu Grunde geht.

Diesen Grundgedanken bringt die Heldin gleich bei ihrem ersten Auftreten zum Ausdruck: „Ich habe keine Andacht mehr", sagt Luise; „der Himmel und

Ferdinand reißen an meiner blutenden Seele — und ich fürchte, ich fürchte — was? Daß diese beunruhigte Seele ihren Gott um ihrer Liebe willen verliert und dann allen Stürmen preisgegeben ist.“ Sie hat ein klares Bewußtsein davon, daß die Standesunterschiede sie nötigen, für dieses Leben dem Geliebten zu entsagen. Alle Hoffnung setzt sie auf die Ewigkeit. „Dann, dann, wenn die Schranken des Unterschiedes einstürzen, wenn uns abspringen all die verhaßten Hülsen des Standes, Menschen nur Menschen sind — Ich bringe nichts mit mir als meine Unschuld; aber der Vater hat ja oft gesagt, daß der Schmuck und die prächtigen Titel wohlfeil werden, wenn Gott kommt, und die Herzen im Preise steigen. Ich werde dann reich sein. Dort rechnet man Tränen für Triumphe und schöne Gedanken für Ahnen an! Ich werde dann vornehm sein, Mutter — was hätte er dann noch vor seinem Mädchen voraus?!“ Sind das nicht rührende Worte? Es sollen aber nicht Worte einer Schwärmerin sein, sondern in ihnen steckt die Hoffnung eines Jünglings, der die Not des Lebens auf seiner Flucht von Stuttgart, von Eltern und Heimat und in seiner Verbannung in Bauerbach erfahren, der aber einen unvergänglichen Schatz aus dem Vaterhause in die Fremde mitgenommen hatte. Hier ist kein Lohnchristentum, sondern die Hoffnung eines schlichten Christen, wie sie die ganze Bibel durchzieht von den Worten: „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten“, bis zur Seligpreisung der Leidtragenden, die getröstet werden sollen.

Den männlichen Vertreter edler Gesinnung sehen wir in Ferdinand gezeichnet, der den Mut hat, die entehrenden Forderungen seines Vaters zurückzuweisen. Er ist bereit, sein Leben dem Vater zur Verfügung zu stellen, nicht aber seine Ehre. Darum muß er die Hand der fürstlichen Mätresse zurückweisen, und er tut es mit den Worten: „Ich verwerfe Dich — ein deutscher Jüngling!“

Wir wollen den Kampf nicht weiter verfolgen, den dieser mutige junge Mann auszufechten versucht, der darüber entscheiden soll, „ob die Mode oder die Menschheit auf dem Platze bleibt“, ein Kampf, der uns, so aussichtslos er auch ist, doch innerlich auf seine Seite zieht. Wir wollen auch nicht weiter ins Gedächtnis zurückrufen, wie seine törichte Leidenschaft, Leichtgläubigkeit und Eifersucht den Helden zu Grunde richten. Nur auf einige ernste, erschütternde Szenen soll hier hingewiesen werden, die sich dem Zuschauer aufs tiefste einprägen und ihre Nachwirkung nicht verlieren. Es handelt sich um zwei der schwersten Sünden, die ein Mensch begehen kann, um Meineid und Selbstmord.

Alle Kunst verwendet der Dichter darauf, es uns wahrscheinlich zu machen, daß diese Luise, dieses reine, edle Mädchen, den unglückseligen, erlogenen Brief schreibt, indem sie der überlistenden Hölle weicht und schwört, ihn freiwillig geschrieben zu haben, weil man ihr gesagt hat, daß sie nur dadurch ihrem Vater das Leben erhalten kann. Wir sehen aber auch, wie sie seitdem, mit dieser Schuld auf dem Gewissen innerlich gebrochen und vernichtet ist. „Ich habe meinen ehrlichen Namen verloren“, sagt sie, „ich bin eine Bettlerin“. In dieser Verzweiflung scheint ihr die Flucht aus dem Leben die einzige Rettung. Sie sucht vor dem Vater ihre Absicht mit all den Gründen zu rechtfertigen, die der Verteidiger des Selbstmordes

gemeinhin zur Hand hat. Aber die ernsten Worte des Vaters dringen ihr wie die Stimme des Gerichts in die Seele: „Selbstmord ist die abscheulichste Sünde, mein Kind, die einzige, die man nicht mehr bereuen kann, weil Tod und Missetat zusammen fallen“. „Ich will in den Fluß springen, Vater, und im Hinuntersinken Gott den Allmächtigen um Erbarmen bitten“, erwidert sie. Aber der Vater nimmt ihr auch diese Ausflucht mit den Worten: „Das heißt, du willst den Diebstahl bereuen, sobald du das Gestohlene in Sicherheit weißt. — Tochter! Tochter! Gib Acht, daß du Gottes nicht spottest, wenn du seiner am meisten von Nöten hast! O! es ist weit, weit mit dir gekommen! — Du hast dein Gebet aufgegeben, und der Barmherzige zog seine Hand von dir!“ Sie will nun wohl an der Seite des alten, bemitleidenswerten Vaters weiterleben. Aber das Böse wirkt fort: Sie hat nun einmal gelogen und einen Meineid geleistet. Sie glaubt, daß sie verpflichtet sei zu schweigen, und das bringt ihr von der Hand des Geliebten den Tod, der uns als eine Erlösung für dies gequälte Frauenherz erscheint. Aber sterbend bekennt sie ihr Unrecht und befiehlt sich in die Hände ihres Erlösers.

Erschüttert stehen wir am Ausgang dieser Ereignisse mit der Frage: Ist nun Alles zu Ende, war das Alles umsonst? Werden wir wieder in die alten Zustände zurückgeworfen? Nein, die furchtbaren Erlebnisse verfehlen auch auf die Triebfeder des Bösen ihre Wirkung nicht, sie treiben auch den Präsidenten, den Vater Ferdinands zur Reue, so daß er sich den Gerichten stellen will. Wir dürfen also von dieser Katastrophe eine heilsame Wirkung für die Menschheit erwarten.

Als ein Hindernis solcher Wirkung sah Schiller auch im „Don Karlos“ noch die tyrannischen und unsittlichen Fürsten an, als er uns das Bild eines solchen in Philipp II. zeichnete. Aber wie er sich in diesem seinem ersten Versdrama überhaupt in idealere Sphären erhob, so wollte er auch mehr als in den drei Jugend-Tragödien hier positivere Ideale darlegen. Deshalb dichtete er diesen Lobpreis echter Freundschaft, in der der Freund dem Freund nicht bloß zu gefallen trachtet, sondern darauf aus ist, zu helfen und zu heilen, zu trösten und das gebrochene Herz zu neuer Tatkraft aufzurichten, den verirrten Geist auf rechte Bahnen zu weisen, wo er aus ungesunder Leidenschaft sich zu Taten für das Wohl der Menschheit erheben kann. Denn das ideale Ziel dieses Posa ist, aus dem unglücklichen Königssohn einen Herrscher zu bilden, der seiner Nation zum Segen lebt und wirkt. Das ist freilich nur möglich, wenn Don Karlos seiner Leidenschaft Herr wird und der Marquis die geraden Wege der Aufrichtigkeit und Wahrheit, wenn auch durch tausend Schwierigkeiten dazu gedrängt, nicht verläßt. Nur dadurch, daß ihnen dieses nicht gelingt, wird Beider Untergang herbeigeführt, obwohl der Freund dem Freunde sein Leben zum Opfer darbringt.

Dem Marquis Posa hat der Dichter seine Ideale in den Mund gelegt. Wie feine Unterschiede weiß er zu machen zwischen der echten Tugend,

„jenem Ideale,
Das aus der Seele mütterlichem Boden,
In stolzer, schöner Grazie empfangen,
Freiwillig sproßt und ohne Gärtners Hilfe
Verschwenderische Blüten treibt —“

Und zwischen der Tugend aus Eigennutz der Liebe,
Erworbnen Unschuld, dem erhitzten Blut
Durch List und schwere Kämpfe abgerungen,
Dem Himmel, der sie fordert und bezahlt,
Gewissenhaft, sorgfältig angeschrieben.

Wie redet er dem leidenschaftlich eigensüchtigen Freunde ins Gewissen!

Einst war's ganz anders. Da warst du so reich,
So warm, so reich! ein ganzer Weltkreis hatte
In deinem weiten Busen Raum. Das alles
Ist nun dahin, von einer Leidenschaft,
Von einem kleinen Eigennutz verschlungen.
Dein Herz ist ausgestorben. Keine Träne
Dem ungeheuren Schicksal der Provinzen,
Nicht einmal eine Träne mehr! — O Karl,
Wie arm bist du, wie bettelarm geworden,
Seitdem du niemand liebst als dich!

Durch die Königin läßt er ihn noch mahnen — es ist ihr Vermächtnis — der Jugendideale nicht zu vergessen:

Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
Nicht öffnen soll dem tötenden Insekte
Gerühmter besserer Vernunft das Herz
Der zarten Götterblume — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert!

Ich brauche nur zu erinnern an die Sehnsucht des sonst so hartherzigen Königs nach einem Menschen, einem Freunde:

Ich brauche Wahrheit — ihre stille Quelle
Im dunkeln Schutt des Irrtums aufzugraben,
Ist nicht das Los der Könige. Gib mir
Den seltnen Mann mit reinem, offnem Herzen,
Mit hellem Geist und unbefangnen Augen,
Der mir sie finden helfen kann — Wer mich
Entbehren kann, wird Wahrheit für mich haben.

Man denke an Posa's Verhalten gegen den König: Gnade schlägt er aus; er ist zufrieden. Er kann nicht Fürstendiener sein, nur ein karges Glück auf Befehl auszustreuen, das sich die Politik zurecht gemacht, das *ihrer* Auffassung von Wahrheit entspricht. Er will nicht seine Bruderliebe nach dem abmessen, was der Krone frommt. Er weiß freilich, daß das Jahrhundert seinem Ideal nicht reif ist, aber er hat den Mut, es selbst vor einem Despoten zu enthüllen:

„Ich höre, wie klein,
Wie niedrig Sie von Menschenwürde denken,
Selbst in des freien Mannes Sprache nur
Den Kunstgriff eines Schmeichlers sehen, und
Mir däucht, ich weiß, wer Sie dazu berechtigt.
Die Menschen zwangen Sie dazu; die haben
Freiwillig ihres Adels sich begeben,
Freiwillig sich auf diese niedre Stufe

Herabgestellt. Erschrocken fliehen sie
Vor dem Gespenste ihrer innern Größe,
Gefallen sich in ihrer Armut, schmücken
Mit feiger Weisheit ihre Ketten aus,
Und Tugend nennt man, sie mit Anstand tragen.

Vater eines Volks zu sein, das dünkt ihn göttlich sein. Er hofft auf „sanftere Jahrhunderte, die mildere Weisheit bringen; Bürgerglück wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln, der karge Staat mit seinen Kindern geizen, und die Notwendigkeit wird menschlich sein". Geister sollen reifen, Könige Vorbilder des Ewigen und Wahren sein, und Gedankenfreiheit soll herrschen. Dem Glück der Völker die Regentenkraft zu weihen, der Menschheit verlornen Adel wieder herzustellen, muß Aufgabe der Fürsten sein. Dann wird der Mensch sich selbst zurückgegeben zu seines Werts Gefühl erwachen, dann werden der Freiheit erhabne, stolze Tugenden gedeihen.

Wie sich hierin erhabene Gedanken eines idealen Dichters kundtun, so tritt uns auch sonst in diesem Werk zuerst ernste Lebensweisheit entgegen in Versen, die den Weg zum Herzen und Gedächtnis des deutschen Volkes gefunden haben, Gold, das wir seit 150 Jahren benutzen, ohne nach der Münze zu fragen, die es geprägt hat. Ich erinnere nur an folgende Worte:

Ich habe immer sagen hören, daß
Gebärdenspäher und Geschichtenträger
Des Übels mehr auf dieser Welt getan,
Als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnten.

* * *

Wie entzückend
Und süß ist es, in einer schönen Seele
Verherrlicht uns zu fühlen, es zu wissen,
Daß unsere Freude fremde Wangen rötet,
Daß unsere Leiden fremde Augen wässern!

* * *

Was
Ist Zufall anders als der rohe Stein,
Der Leben annimmt unter Bildners Hand?
Den Zufall gibt die Vorsehung — Zum Zwecke
Muß ihn der Mensch gestalten.

* * *

Uns Alle zieht das Herz zum Vaterland.

* * *

Die ewige Beglaubigung der Menschheit sind ja Tränen.

* * *

Alle verlornen Stunden meiner Jugend mahnen
Mich laut wie Ehrenschulden.

* * *

Kann die gute Sache schlimme Mittel adeln?

* * *

Daß in diesen Jugend-Tragödien Schillers auch manches Unreife sich findet, ist ja klar. Es lag das in der Zeit des Sturmes und Dranges, der auch er seinen Tribut zahlte; es sind die unverkennbaren Merkmale der Jugend, die uns in ihnen

entgegentreten; es sind die Zeugnisse seines heißen Blutes, seines Feuergeistes. Niemand also kann sich darüber verwundern. Vielmehr müssen wir darüber staunen, daß sie trotz dieser eben erwähnten Momente solche Bedeutung in der Literatur wie im Leben unseres Volkes gewonnen haben, daß sie trotz der ihnen anhaftenden Schwächen unvergänglichen Wert besitzen, noch heut nach fast 1½ Jahrhunderten immer wieder über die Bühne gehen und die Zuschauer begeistern. Die Ursache davon liegt neben der dramatischen Gestaltungskraft ohne Zweifel in dem sittlichen Ernst, von dem sie durchdrungen sind, in der Begeisterung für hohe unvergängliche Ideale, von der sie getragen werden.

Dennoch war dieser ruhmgekrönte Jüngling nicht der Meinung, daß damals seine geistige Ausbildung schon abgeschlossen wäre. Vielmehr sehen wir ihn nunmehr erst mit vollem Ernst an die Vollendung seiner wissenschaftlichen und philosophischen Bildung gehen. In richtiger Selbsterkenntnis blickt er ein Jahr nach der Vollendung des Don Karlos bei der ersten Begegnung in Rudolstadt voll Bescheidenheit auf den 10 Jahre älteren Goethe, der soeben aus Italien zurückgekehrt war, wo er sich durch das Studium von Natur und Kunst in die idealen Sphären emporgerungen hatte.

Mit dem größten Eifer, unter Aufopferung seiner Gesundheit widmet er sich jetzt dem Studium der Geschichte, der antiken Dichtungen und der Philosophie, und dies befestigt und klärt in ihm die Ideale, die er in seinen späteren Dichtungen zum Ausdruck bringt. Klar erfaßt er den Widerstreit der beiden Naturen im Menschen, der sinnlichen, staubgebornen, die ihn niederzieht, und der sittlichen, die ihn allein zum Höchsten befähigt. Ihr zu folgen, auch im Gegensatz zu seiner Neigung, ist Pflicht des Menschen, und seine Aufgabe, dies ohne äußeren Zwang, ohne Drohung, aus lauterer Freiheit zu tun. Denn diese „Freiheit macht ihn zum Bürger und Mitherrscher eines höheren Systems, wo es unendlich ehrenvoller ist, den untersten Platz einzunehmen, als in der physischen Ordnung den Reigen anzuführen“ („Über das Erhabene“). Durch sie ordnet er sich der großen Weltordnung ein, die gottgeschaffen und gottgewollt ist.

Die höchste Ausbildung dieser Ideen sieht er im Christentum. Er äußert sich darüber in einem Briefe folgendermaßen: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir nur deswegen so niedrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakter des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kant'schen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit, oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion.“ Und mit dem Christentum hoffte er auf Unsterblichkeit, glaubte er, daß wir zu etwas Besserem geboren seien („Die Hoffnung“) und ein unvergängliches Haus unser warte, wie er es im Lied von der Glocke in die Worte kleidet:

Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los.

In diesem Zusammenhang faßt er endlich auch die Kunst als Erzieherin zur Sittlichkeit und Wahrheit auf.

In dieser Zeit des inneren Ringens und Arbeitens ruhte die Dichtkunst fast ganz. Zehn Jahre vergingen, ehe er wieder zum Drama griff. Dann aber stellte er der staunenden Welt im „Wallenstein“ seine größte und vollendetste Arbeit hin. Sein ganzes ästhetisches Empfinden ist geläutert, die Sprache verfeinert; die Gedanken sind abgerundet, die Farben maßvoll gewählt, Licht und Schatten mit allen Übergängen versehen, die Umrisse feiner gezeichnet, die Leidenschaften bei aller Kraft gemildert und das Menschliche menschlich dargestellt, Natur und Kunst zum höchsten Ideal erklärt.

Der Dichter nimmt einen höheren Flug. „Denn nur der große Gegenstand vermag den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen.“

Die erschütternden Weltereignisse berühren seine Seele. Er sieht, wie an des Jahrhunderts ernstem Ende eine gewaltige Natur ihre Hände nach der Weltherrschaft ausstreckt, wie „um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen.“ In dieser Zeit schwebt ihm die Gestalt Wallensteins vor Augen, „der, von der Zeiten Gunst empor getragen, der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg und ungesättigt immer weiter strebend, der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.“ Damit gibt er die Idee des großen Werkes an. Er tut zwar alles, sein Tun natürlich erscheinen und aus dem Drang der Umstände hervorgehen zu lassen, um ihn unsern Herzen näher zu bringen. Aber ungeschminkt nennt er seinen Abfall vom Kaiser ein Verbrechen und legt dem Helden selbst die Worte in den Mund: „Verflucht, wer mit dem Teufel spielt!“

„Der Unschuld, des unverführten Willens mir bewußt, gab ich der Laune Raum, der Leidenschaft.“

„In meiner Brust war meine Tat noch mein;
Einmal entlassen aus dem sichern Winkel
Des Herzens, ihrem mütterlichen Boden,
Hinausgegeben in des Lebens Fremde,
Gehört sie jenen tück'schen Mächten an,
Die keines Menschen Kunst vertraulich macht.“

Seine Absichten sind ja ursprünglich edel: er will dem Schweden nicht ein Stück des „schönen deutschen Lands zum Raube geben, daß wir zuletzt auf eignem Grund und Boden selbst nicht mehr Herren sind“. — Hier taucht der nationale Gedanke bei Schiller zum ersten Mal in vollem Glanze auf. — Wallenstein ist sich seiner Pflicht bewußt, den Feldherrnstab „zur Wohlfahrt Aller, zu des Ganzen Heil und nicht mehr zur Vergrößerung des Einen“ zu führen. Aber seine Mittel sind verwerflich, besonders sein Bündnis mit den Schweden. Er fühlt es selbst, und der Oberst Wrangel nennt es unverhüllt einen Treubruch, worauf er die berühmte Antwort von Wallenstein erhält:

Meint er? Er urteilt wie ein Schwed' und wie
Ein Protestant. Ihr Lutherischen fechtet
Für eure Bibel; Euch ist's um die Sach';
Mit eurem Herzen folgt ihr eurer Fahne. —
Wer zu dem Feinde läuft von euch, der hat
Mit zweien Herrn zugleich den Bund gebrochen.
Von all dem ist die Rede nicht bei uns —

Wrangel erwidert:

Herrgott im Himmel! Hat man hier zu Lande
Denn keine Heimat, keinen Herd und Kirche?

Das Gefühl des Unrechts macht ihn wankend und unschlüssig. Denn er weiß: „Die Treue ist jedem Menschen wie der nächste Blutsfreund". Aber der leidige Opportunismus der Gräfin behält schließlich die Oberhand:

Entworfen bloß, ist's ein gemeiner Frevel,
Vollführt, ist's ein unsterblich Unternehmen;
Und wenn es glückt, so ist es auch verziehn,
Denn aller Ausgang ist ein Gottesurteil.

Wallenstein sinkt, und sinkend sucht er sich zu entschuldigen wie alle Menschen:

Mich schuf aus gröberm Stoffe die Natur,
Und zu der Erde zieht mich die Begierde.
Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht
Dem guten. Was die Göttlichen uns senden
Von oben, sind nur allgemeine Güter!
Ihr Licht erfreut, doch macht es Keinen reich,
In ihrem Staat erringt sich kein Besitz.
Den Edelstein, das allgeschätzte Gold
Muß man den falschen Mächten abgewinnen,
Die unterm Tage schlimmgeartet hausen.
Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt,
Und keiner lebet, der aus ihrem Dienst
Die Seele hätte rein zurückgezogen.

Aber Max warnt ihn vor diesen falschen Mächten. Denn „es sind Lügengeister, die dich berückend in den Abgrund ziehn"!

Was für eine edle Gestalt ist dieser Max! Ein neues Jünglingsideal ist mit ihm geschaffen, ein Sigfried dem deutschen Volke geschenkt. Verstellung ist dieser offenen Seele fremd. Darin ist er das Gegenbild seines Vaters Oktavio, des kaisertreuen Opportunisten, dessen Weisheit zwar schlangenklug, aber nicht ohne Falsch ist:

Es ist nicht immer möglich,
Im Leben sich so kinderrein zu halten,
Wie's uns die Stimme lehrt im Innersten.
In steter Notwehr gegen arge List
Bleibt auch das redliche Gemüt nicht wahr —
Das eben ist der Fluch der bösen Tat,
Daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären.
Ich klügele nicht, ich tue meine Pflicht;
Der Kaiser schreibt mir mein Betragen vor.
Wohl wär' es besser, überall dem Herzen
Zu folgen, doch darüber würde man
Sich manchen guten Zweck versagen müssen.

Diesen gleißenden Worten Oktavio's gegenüber faßt Max seine Lebensmaxime in die Sätze zusammen:

> Mein Weg muß grad sein,
> Ich kann nicht wahr sein mit der Zunge, mit
> Dem Herzen falsch — nicht zuseh'n, daß mir Einer
> Als seinem Freunde traut, und mein Gewissen
> Damit beschwichtigen, daß er's auf seine
> Gefahr tut, daß mein Mund ihn nicht belogen.
> Wofür mich Einer kauft, das muß ich sein. —
> Unsel'ge Falschheit! Mutter alles Bösen!
> Du jammerbringende, verderbest uns!
> Wahrhaftigkeit, die reine, hätt' uns alle,
> Die welterhaltende, gerettet. —
> O, hättest du vom Menschen besser stets
> Gedacht, du hättest besser auch gehandelt.
> Fluchwürd'ger Argwohn! Unglücksel'ger Zweifel!
> Es ist ihm Festes nichts und Unverrücktes,
> Und Alles wanket, wo der Glaube fehlt.

Auch dieses Drama birgt wie alle folgenden eine Fülle geflügelter Worte, die uns zeigt, wie tief es in der Seele unseres Volkes Wurzel geschlagen hat. Wie Musik klingt oft die Sprache, besonders da, wo Max seiner jugendlichen Begeisterung Ausdruck gibt und die Segnungen des Friedens preist, „den blutigen Lorbeer mit Freuden hingeben will für's erste Veilchen, das der März uns bringt, das duft'ge Pfand der neu verjüngten Erde", oder wenn der alte Wallenstein, erschüttert über den Verlust des jungen Freundes, noch kurz vor seinem Tode mit beredten Worten die Freundschaft preist:

> Denn er stand neben mir, wie meine Jugend,
> Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
> Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
> Den goldnen Duft der Morgenröte webend —
> Im Feuer seines liebenden Gefühls
> Erhoben sich, mir selber zum Erstaunen,
> Des Lebens flach alltägliche Gestalten.
> — Was ich mir ferner auch erstreben mag,
> Das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder,
> Denn über alles Glück geht doch der Freund,
> Der's fühlend erst erschafft, der's teilend mehrt. —

Wir haben alle das Gefühl, daß der Dichter mit diesem Werke auf der Höhe seines Schaffens stand, daß er mit ihm Unvergängliches und noch immer, obwohl über 100 Jahre nach seiner Vollendung vergangen sind, Unübertroffenes seinem Volke geschenkt hat. In rascher Folge reihte sich nun Drama an Drama, fast in jedem Jahre des neuen Jahrhunderts ein neues Meisterwerk. In rastloser Arbeit brach die Dichtung hervor wie ein Wasserstrom aus der angeschlagenen Felsader, als ahnte der kränkliche Mann, daß er keine Zeit habe müde zu sein.

Das hohe Gut der Freiheit, das Ideal seiner Jugend, beschäftigte seinen Geist aufs neue, und wiederholt gestaltete er Stoffe, in denen dies zum Ausdruck kam, in der „Jungfrau von Orleans", im „Tell". In der „Maria Stuart" schil-

dert er uns zunächst den Kampf um die persönliche Freiheit, von einer Königin gekämpft gegen eine ränkevolle Gegnerin, die sie aus persönlichem Haß und im Interesse des Staatswohls zu verderben trachtet, jenes Interesses, dem England schon manchmal die Gerechtigkeit geopfert hat. Freilich geht Maria in diesem Kampfe zugrunde, weil sie sich in ihrer Verzweiflung falscher Mittel bedient und auf einen Rohrstab wie Leicester zu stützen versucht, und weil sie, sich aufbäumend gegen die gemeinen Worte der englischen Königin, in neu erwachender Leidenschaft ihre Feindin tödlich verletzt. Aber gerichtet ist zuletzt die hochmütige Elisabeth. Der von ihren Freunden verlassenen spricht am Schluß der alte Shrewsbury das Urteil: „Ich habe deinen edlern Teil nicht retten können. Du hast von nun an nichts mehr zu fürchten, brauchst nichts mehr zu achten."

Wieder predigt also der Dichter seinem Volke laut Gerechtigkeit, wieder stellt er den elenden Opportunismus, der nur im wohlverstandenen Interesse das Prinzip sittlichen Handelns sieht, an den Pranger. „Euch regiert allein der Vorteil des Souveräns, des Landes", ruft Maria dem Minister zu; „eben darum mißtraut euch, daß nicht der Nutzen des Staats euch als Gerechtigkeit erscheine!" Selbst wenn ihr Staatsmänner den größten Teil des Volkes auf eurer Seite habt, ist dies nicht entscheidend. Denn nie ist „Stimmenmehrheit des Rechtes Probe, nie darf der Fürst der Notwendigkeit gehorchen und dem Dringen seines Volkes". So spricht Talbot, und der Stimme des Gewissens allein zu folgen lehrt uns der Puritaner Paulet, der nicht den lauten, sondern nur den gerechten Tadel scheut und alles Gewicht nicht auf den reinen Ruf, sondern auf das reine Gewissen legt.

Wie anschaulich wird uns das Entstehen der bösen Tat und das böse Gewissen geschildert:

Es gibt böse Geister,
Die in des Menschen unverwahrter Brust
Sich augenblicklich ihren Wohnplatz nehmen,
Die schnell in uns das Schreckliche begehen
Und, zu der Höll' entfliehend, das Entsetzen
In dem befleckten Busen hinterlassen.

Aber auch Reue und Besserung werden uns feinsinnig in Maria vorgeführt, und endlich, etwas ganz Neues: die Erhebung der dem Tode Verfallenen durch Beichte, Versöhnung mit Gott und Verbindung mit ihm im heiligen Abendmahl. Es ist eine Katholikin, an der er uns das vorführt. Aber das spezifisch-katholische, das er gerade in diesem Drama in seinen charakteristischen Entartungen scharf zu kennzeichnen weiß, tritt hier gegen das allgemein christliche zurück, wenn es sich auch in die gegebenen Formen kleidet. Maria fühlt, daß sich das Herz nicht allein genug ist: „ein irdisch Pfand bedarf der Glaube, das hohe Himmlische sich anzueignen". Sie sucht die Gnadenmittel der Kirche, wenn sie auch weiß, daß „der Erlöser spricht: Wo zwei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich gegenwärtig unter ihnen". Sie empfängt Absolution und Sakrament mit dem Trost:

Und wie du jetzt dich in dem ird'schen Leib
Geheimnisvoll mit deinem Gott verbunden,
So wirst du dort in seinem Freudenreich,

Wo keine Schuld mehr sein wird und kein Weinen,
Ein schön verklärter Engel, dich
Auf ewig mit dem Göttlichen vereinen.

Sie vergibt endlich den Feinden, leistet reuevolle Abbitte allen, die sie gekränkt und geht in den Tod mit den Worten:

Mein Heiland, mein Erlöser!
Wie du am Kreuz die Arme ausgespannt,
So breite sie jetzt aus, mich zu empfangen!

Wer dies hört oder liest, fühlt, daß es nicht nur der Zeit angepaßt, sondern daß es tief empfunden ist und nur dadurch eine so erschütternde Wirkung auf uns ausüben kann, daß wir bekennen: so vorbereitet möchtest du auch einmal sterben, wie diese unglückliche Königin. —

Zu einem solchen Aufschwung der Seele kommt es in der „Jungfrau von Orleans" nicht. Zwar rührt uns das Schicksal dieses edlen Mädchens, aber es ist zu eigenartig, als daß wir uns mit ihr identifizieren könnten und an besonderen ethischen Motiven ist das Drama gegen die andern geradezu arm. Das romantische Beiwerk, die höhere Berufung durch die Jungfrau Maria und die göttliche Einwirkung auf Johanna nehmen neben der Fülle äußerer Ereignisse einen zu breiten Raum ein, als daß der Dichter die inneren Vorgänge des Seelenlebens tiefer hätte entwickeln können. Daher auch die auffallende Armut an allgemein gültigen Sätzen. Obwohl doch die Dichtung die Befreiung des Vaterlandes von fremden Eindringlingen zum Gegenstande hat, wird von der Vaterlandsliebe und der Anhänglichkeit an den angestammten König nur an zwei Stellen gehandelt. Die bequeme Auffassung der Gleichgültigkeit vertritt der alte Thibaut mit den Worten:

Laßt uns still gehorchend harren,
Wen uns der Sieg zum König geben wird.
Das Glück der Schlachten ist das Urteil Gottes,
Und unser Herr ist, wer die heilge Ölung
Empfängt und sich die Kron' aufsetzt zu Rheims.

Es ist die Antwort auf Johannas patriotische Ansicht:

Der fremde König, der von außen kommt,
Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
In diesem Lande ruhn, kann er es lieben?
Der nicht jung war mit unsern Jünglingen,
Dem unsre Worte nicht zum Herzen tönen,
Kann er ein Vater sein zu seinen Söhnen?

Nur einmal erhebt sich in dem feurigen Dunois die Stimme zur Begeisterung, wenn er ausruft:

Für seinen König muß das Volk sich opfern,
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.

Viel heller, viel wärmer und tiefer klingt die patriotische Gesinnung drei Jahre später in „Wilhelm Tell", dem letzten Werk, das Schillers Meisterhand vollendet. Hier hat er tiefer in das Volksleben hineingegriffen und durch keinen fremden Stoff behindert, echt volkstümliche Gestalten aus freier Phantasie geschaffen, die von Jugend

auf unaustilgbar vor unserer Seele stehen, die wir von ganzem Herzen lieben, weil wir in ihnen deutsche Ideale verkörpert sehen, an deren Worten und Gesinnungen wir uns erbauen. Ich will nur an den kernhaften Titelhelden selbst erinnern, diesen liebenswerten, tapferen und tatkräftigen Menschen mit seinen kurzen kernigen Reden. Eine ganze Reihe markiger Worte hat er ihm in den Mund gelegt, die zuweilen Schlag auf Schlag folgen, wie gleich bei seinem Auftreten: Wo's Not tut, läßt sich alles wagen. — Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt. — Vertrau auf Gott und rette den Bedrängten. — Wohl aus des Vogts Gewalt errett' ich euch, aus Sturmes Nöten muß ein anderer helfen. Doch besser ist's ihr fallt in Gottes Hand, als in der Menschen! — Wer frisch umherspäht mit gesunden Sinnen, auf Gott vertraut und die gelenke Kraft, der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Not. — Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leisten. — Das schwere Herz wird nicht durch Worte leicht. — Die Schlange sticht nicht ungereizt. — Ein jeder zählt nur sicher auf sich selbst. — Der Starke ist am mächtigsten allein.

Oder denken wir an Gertrud, Stauffachers kluge Gattin, die ihm zuruft: Der kluge Mann baut vor. — Dem Mutigen hilft Gott. — Ertragen muß man, was der Himmel sendet; Unbilliges erträgt kein edles Herz. — Die Unschuld hat im Himmel einen Freund.

Wie lebendig und beweglich wird die Größe der Not und die Unabweislichkeit der Volkserhebung geschildert! Wie fein die Treue der Alten und die Leichtfertigkeit der ritterlichen Jugend, die „buhlt um Fürstengunst, indes das Vaterland von schwerer Geißel blutet“, die sich aber endlich zum eignen Volk und Vaterland zurückfindet!

Mächtig ist der Trieb des Vaterlands! — O, verlaß sie nicht, die heilge Sache deines Vaterlands!

> Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
> Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
> Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
> Dort in der fremden Welt stehst du allein,
> Ein schwaches Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Der Bedenken, die ein solcher Volksaufstand hat, ist man sich wohl bewußt: Schrecklich immer, auch in gerechter Sache, ist Gewalt. Gott hilft nur dann, wenn Menschen nicht mehr helfen. Aber auch der Berechtigung, den tyrannischen Eroberer aus dem Lande zu drängen: Der Güter höchstes dürfen wir verteidigen gegen Gewalt — Wir stehn für unser Land, wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder. — Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang; die alten Rechte, wie wir sie ererbt von unsern Vätern, wollen wir bewahren, nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen.

Notwendig ist, daß alle zusammenstehen, daß „jeder die gerechte Wut zähme und für das Ganze seine Rache spare. Denn Raub begeht am allgemeinen Gut, wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache.“ Unumgänglich ist es, nach oben zu schauen: „Wir wollen trauen auf den höchsten Gott und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.“ Aber sie wollen sich auch vor jedem Übergriff hüten und in ihren Schranken bleiben. „Denn bill'ge Furcht erwecket sich ein Volk, das mit dem Schwerte in der Faust sich mäßigt.“ Melchthal wird vom alten Walther

Fürst besonders belobt, „daß er den reinen Sieg mit Blute nicht geschändet", da er den Vogt, der den Vater geblendet, auf dessen Bitte entkommen ließ. Und der Mord am Kaiser wird mit den stärksten Worten gerügt, obwohl er dem Volke sehr gelegen kam. Denn „Rache trägt keine Frucht. Sich selbst ist sie die fürchterliche Nahrung, ihr Genuß ist Mord, und ihre Sättigung das Grausen."

Schiller hob dies besonders stark hervor und führte es noch in der Parricida-Szene (freilich nicht zum Vorteil des Dramas) weiter aus, weil er Tells blutige Tat in durchaus andrem Lichte angesehen wissen wollte. Ihn begrüßt das Volk als der Freiheit Stifter, der das Größte getan, das Härteste erduldet hat. Der Ehrsucht blut'ge Schuld soll nicht vermengt werden mit der gerechten Notwehr eines Vaters, der der Kinder liebes Haupt verteidigt, der Herdes Heiligtum beschützt, das Schrecklichste, das Letzte von den Seinen abgewendet, und dadurch den Anstoß zur Befreiung des Vaterlandes gegeben hat.

Freiheit des Vaterlandes von fremder Tyrannei, das war das Ideal des reifen Dichters. Wie ein Seher blickte er von hoher Warte in die Zukunft und zauberte seinem Volke das Bild eines edlen Freiheitskampfes vor, auf dessen Nacken sich schon das französische Joch herabsenkte. Es war eine Saat auf Hoffnung, die neun Jahre später aufging.

Kampf für die edelsten Güter, aber — ohne Schuld. Dieser Gedanke hatte ihn sein ganzes Leben begleitet, er bildet den Kern der Schillerschen Tragik, ihm hatte er noch einmal in der „Braut von Messina" Ausdruck gegeben, die er mit den Worten schloß: Der Übel größtes ist die Schuld, d. h. eine ungesühnte, ungetilgte Schuld. Auch damit stellt sich Schiller auf den Boden der christlichen Weltanschauung. Denn wenn dem so ist, so muß die Unterlage alles Glücks ein mit Gott und Menschen versöhntes Herz sein, da es völlige Schuldlosigkeit auf Erden nicht gibt. Dies aber ist das höchste Gut, nicht das Leben, noch weniger Reichtum, Gesundheit, Stellung, Macht, Besitz, oder was man sonst gemeinhin mit dem Worte Glück bezeichnen mag. Denn das alles ist flüchtig und leicht zerstörbar.

Wenn wir diese Ideenwelt, welche Schiller in seinen Dramen entfaltet hat, überschauen, so staunen wir ebenso über den Reichtum wie über die Tiefe, die uns hier entgegentreten. Welch ein Schatz für unser Volk! Welch ein Glück aber auch, daß er in Dramen niedergelegt ist, welche ihre Kraft und Wirkung noch nicht eingebüßt haben. Auch in seinen übrigen Dichtungen, besonders in seiner Lyrik treten uns diese idealen Gedanken entgegen. Aber sie sind mehr für einen Kreis Auserwählter, während die Dramen zu einer breiten Schicht des Volkes reden. Welche Kraft bewährt in dieser Hinsicht allein der Tell, von Leuten aus dem Schweizervolk aufgeführt an der Stätte, an der ihn der Dichter lokalisiert hat!

Fragen wir aber nach dem Ursprung dieser Weltanschauung Schillers, die sich in ihm durch alle Forschung und Lebenserfahrung herausgebildet und gefestigt hatte, so müssen wir in seine Jugend zurückweisen und zum Schluß noch einen Blick auf das ebenso bescheidene wie tüchtige Elternhaus werfen. Aus den einfachsten bürgerlichen Verhältnissen waren Vater und Mutter hervorgegangen, er, eines Bäckers Sohn,

war ein Feldscher, wir würden sagen Barbier und Heilgehülfe; sie eines schlichten Gastwirts Tochter, und die Verhältnisse der jungen Ehe die denkbar bescheidensten. Aber es waren kernige, aufstrebende Naturen, und sie hatten die Wurzeln ihrer Kraft in einem lebendigen Christentum, in dem sie auch ihre Kinder erzogen. Wir wollen uns nicht in der Schilderung dieser tüchtigen Menschen verlieren, welche bei allen Kämpfen um die Not des Daseins ein volles Verständnis für die wahren Güter des Lebens hatten und unentwegt nach ihnen trachteten. Nur das muß hier hervorgehoben werden, daß dieser Mann, der um seines Fortkommens willen das Messer des Chirurgus mutig mit dem Säbel des Unteroffiziers vertauschte und es bis zum Hauptmann brachte, in allen Lagen ein lebendiges Gottvertrauen bewahrte und dies in seiner Familie mit Hausandacht und Gebet pflegte. Die Mutter aber gehörte nicht bloß zu den Stillen im Lande, sondern sie wußte auch ihre Kinder in das Wort Gottes einzuführen, und wenn sie Sonntags über Land zu den Eltern pilgerte, erzählte und legte sie den Kindern das Evangelium aus. Was hier in Friedrich Schillers Seele gepflanzt wurde, das war eine herrliche, unveräußerliche Mitgift fürs Leben, und ob es auch durch mannigfache Einflüsse und Lebensführungen verändert und durch die breite rationalistische Strömung der Zeit benagt wurde, der wesentliche Grund blieb doch unverrückt; auf ihm allein konnten die Früchte gedeihen, die wir hier dargelegt haben, die wir bewundern und die wir unserm Volke für alle Zeit erhalten wollen. Karl Kinzel.



Zufall oder Absicht?

Der Darwinismus ist bekanntlich ein Versuch, die organische Welt rein mechanisch also mit Ausschluß jeder Intelligenz als Ursache zu erklären. Allein dieser Versuch ist fast nie rein durchgeführt. Fast alle Darwinianer haben an irgend einem Punkte Intelligenz als Ursache zur Erklärung eingeschoben. Teils sollte die Natur, als Ganzes gefaßt, immer bedacht sein auf Erzeugung, Erhaltung, Fortschreiten ihrer Geschöpfe, bald sollten die letzten Elemente, die Atome als überlegende, wollende Wesen die ersten Zellen gebildet haben, teils werden die Funktionen, die Tätigkeiten der Natur z. B. der Zellen angesehen als von selbst zur Vervollkommnung strebend, teils werden die Instinkte der Tiere als Ausdruck von ihrer eignen Intelligenz betrachtet. Durch solche mystische, unwissenschaftliche Einschiebungen von Intelligenz wird der Versuch, die Natur rein mechanisch zu erklären, sich selbst untreu. Sieht man davon ab, dann bleibt nichts anderes übrig, als Bildung und Weiterentwickelung der Organismen auf den bloßen Zufall, auf ein zufälliges Zusammentreffen der letzten Elemente zurückzuführen.

Dieses unternimmt Konrad Guenther in dem Buche: Der Darwinismus und die Probleme des Lebens. Zugleich eine Einführung in das einheimische Tierleben 1904. Freiburg i. Br., E. Fehsenfeld. 460 S.

Es ist sehr dankenswert, daß hier alle jene unwissenschaftlichen Einschiebungen von Intelligenz ausgeschlossen werden. Zuletzt bleibt nur der Zufall übrig. Nun sollte man denken: ist man erst bis dahin gelangt, so stellt sich das Entweder-Oder rein heraus: Zufall oder Absicht. Allein der Verfasser glaubt beim Zufall stehen bleiben zu können. Er, mit Berufung auf Bütschli, weist nämlich auf die von Menschen gebauten Maschinen hin und sagt: Diese sind auch Werke des Zufalls. „Die Vitalisten, heißt es S. 375, sagen, daß durch solche Zufälle keine der wunderbaren Formen der Organismen hätte zustande gekommen sein können, ebensowenig, wie die Zufälle, die die geologischen Umgestaltungen der Erde bewirkt haben, ein Parthenon oder eine Dampfmaschine hätten fertig stellen können. Aber ihnen ist erwidert worden, daß ja eigentlich auch solche Gebilde Zufällen ihre Entstehung verdanken. Ist James Watt mit dem Gedanken, eine Dampfmaschine zu machen, an die Arbeit gegangen? Nein! durch rein zufälliges Beobachten des Dampfdruckes, der den Deckel eines Kessels hob, ist er zu seinem ersten Gedanken gekommen.

Durch fortgesetztes Probieren suchte er dann diese Beobachtung zu verwerten, und so schuf er und seine Nachfolger stetig Maschinen, die sie nach und nach immer mehr vervollkommneten und zwar dadurch, daß sie das Zweckmäßige beibehielten und das Unzweckmäßige ausschieden. In ähnlicher Weise ist auch der griechische Baustil entstanden. Und derartig verfährt auch die Naturzüchtung. Wir werden also ihre Erklärung der Formen höherer Organismen für befriedigend halten."

Kann jemand das im Ernst meinen, daß unsere Maschinen und Kunstgebilde durch bloßen Zufall entstanden sind? Wenn zuweilen die Erfinder durch Zufall auf ihre Gedanken gekommen sind, so war es doch eben nur die hohe Intelligenz dieser Erfinder, die zufällige Beobachtungen zu verwerten wußten, und wieder war es die Intelligenz, die Unzweckmäßiges als solches erkannte und darum ausschied und weitere Verbesserungen anbrachte. Wenn man in einer Ausstellung etwa die Reihenfolge der Lokomotiven von ihrer ersten unbeholfenen Form bis zur jetzigen nebeneinander sieht und jemand würde uns sagen: Das ist ein Werk des Zufalles, menschliche Intelligenz war hier unnötig — was sollte man dazu sagen?

Es hat eine Zeit gegeben, da sah man die Beile aus der Steinzeit für bloße Naturspiele an; es gibt ein Buch aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, das belehrt uns, die egyptischen Pyramiden seien zufällige Anhäufungen des Wüstensandes; der Entzifferer der Keilinschriften Grotefend meinte anfangs, die Keilinschriften seien nur zufällige Wirkungen des Blitzes. Aber was ist das alles gegen die Meinung Guenthers! Er muß den Lebensprozeß als ein höchst intelligentes Wesen personifizieren, der jeden günstigen Zufall bemerkt, prüft, benützt und weiter führt.

Eben dadurch kann sein Buch von großer Bedeutung werden. Ist man zu dieser Behauptung gelangt, dann wird die Entscheidung hinsichtlich der organischen Welt: entweder Zufall oder Absicht nicht mehr ausbleiben. Der kälteste Verstand muß sich von einer solchen Zufallstheorie abwenden.[1])

Das genannte Buch Guenthers gibt noch zu vielen Ausstellungen Anlaß.

---

1) Vgl. O. Flügel, das Seelenleben der Tiere. Langensalza S. 109. und O. Flügel, Falsche und wahre Apologetik. Langensalza S. 25.

Nur eins sei hervorgehoben. Er spricht von den Grenzen der mechanischen Weltanschauung und findet diese vornehmlich in der Erkenntnis, daß die Kette von Ursache und Wirkungen ins Unendliche geht. Der Unendlichkeit nähern wir uns aber mit keinem Schritte. Wieviel wir auch erkennen, immer ist dies keine Annäherung an das, was in unendlicher Ferne liegt.

Nun hat ja unsere Naturerkenntnis sehr enge Grenzen, aber, was hier genannt wird, die Unendlichkeit der Ursachen ist keine Erkenntnis sondern ein Irrtum. Keine Wirkung hat unendlich viele Ursachen. Man denke sich a ist bedingt durch b, dieses durch c usw. in's Unendliche im streng mathematischen Sinne, so heißt das: a ist nicht bedingt oder verursacht. Was unendlich viele Ursachen hat, geschieht überhaupt niemals. Man denke sich eine Tischgesellschaft. Jedes dieser Glieder will nicht eher anfangen zu essen, bis der Nachbar angefangen hat. Was geschieht? a wartet auf b, b auf c, c auf d auf a. Das gibt eine unendliche Reihe, jedes Glied wartet auf das andere und keins fängt an zu essen.

Man mag bei einer unendlichen Kette in Gedanken ausgehn von der Wirkung, so kommt man nie zur Ursache, oder man mag ausgehn von der Ursache, so kommt man nie zur Wirkung. Unendlich viele Ursachen annehmen, heißt keine Ursachen annehmen; was unendlich viele Ursachen hat, geschieht niemals, eine unendliche Reihe oder unendliche Zeit läuft niemals ab. Unendlich viel Ursachen annehmen heißt die Wirkung leugnen. Linien, die sich im Unendlichen schneiden, schneiden sich niemals. Unendlich in strengem Sinne, wobei man bei jedem Gliede sich sagt: es ist nicht das letzte, ist niemals Prädikat eines Wirklichen, ist nur ein Gedankending, mit dem man eben nie fertig wird. Daraus folgt: Die Welt im Großen (die Zahl der Sterne) wie im Kleinen (Zahl der letzten Elemente) ist endlich, wennschon im subjektiv-menschlichen Sinne unermeßlich, unzählig, unfaßbar. Ebenso so gewiß es Wirkungen gibt, oder so gewiß etwas in der Welt geschieht, muß es endliche Ursachen, nämlich letzte, seiende Elemente geben, die nicht wieder verursacht sind. Wäre das Unendlich, so wäre es eben nicht unendlich, sondern wäre fertig und endlich.[1])

Die häufig gehörten (von Ziehen, Verworn, Mach usw.) Reden, unsere Empfindungen haben unendlich viele Ursachen, es sei gleich, wo man diese Reihe abbreche, es sei immer willkürlich und es werde für diese Erkenntnis nichts gewonnen, beruhen auf dem Irrtum, der nicht einsieht, daß ein Ereignis nicht unendlich viele Bedingungen haben kann, es heißt in diesem Falle entweder, die Empfindung leugnen oder leugnen, daß die Empfindung Ursachen hat, daß man also bei der Empfindung, oder streng genommen, daß ich bei meiner Empfindung als dem Letzten stehen bleiben muß, also Solipsismus im strengsten Sinne: d. h. ich bin das einzig Wirkliche und meine Empfindungen und Gedanken haben keine Ursache, d. h. sie entstehen von selbst in mir, deuten demnach auch nicht auf eine Welt außer mir.

O. Flügel.

1) O. Flügel, Der ewige Gehalt des Christentums und der moderne Mensch. 1903. S. 3, bei Knolle in Möckerling bei Lützendorf 0,25 Mk.



Zeugen Gottes in Wissenschaft und Kunst.

Friedr. von Schiller, einer der größten deutschen Dichter, 1759—1805.

Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit in dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,
Und ob alles im ewigen Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.
(Worte des Glaubens.)

Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest
in einem Kranze
Der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich.
(Die Johanniter.)

Drum edle Seele, entreiß dich dem Wahn,
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor —
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.
(Die Worte des Wahns.)

Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer,
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

Die Götter sanken vom Himmelsthron,
Es stürzten die herrlichen Säulen,
Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
Die Gebrechen der Erde zu heilen,
Verbannt ward der Sinne flüchtige Lust;
Und der Mensch griff denkend in seine Brust.



Ein Übertheologe muß wohl Prof. Wernle in Basel sein, in seinen „Anfängen unserer Religion“ nennt er den Verfasser des Johannesevangeliums einen „Fanatiker“, von Paulus sagt er: „Er nimmt den Mund etwas voll“. Dann wieder spricht er von dem „dummen Geschwätz von Glauben und Rechtfertigung“. Nicht wahr, sehr geschmackvoll, besonders von einem Professor der Gottesgelahrtheit.

* * *

In Wales ist eine sehr bedeutsame religiöse Bewegung entstanden, und zwar durch die Wirksamkeit eines jungen Kohlengräbers Evan Roberts, der jetzt Theologie studiert. Wenn eine Zeitungsnotiz von 30 000 „Bekehrten“ spricht, so kann man diesem Ausdruck gegenüber bedenklich sein, weil es sich doch wohl kaum so statistisch mit Zahlen

wird nachweisen lassen, wie viele Menschen sich von der Bewegung im Ernst ergreifen ließen. Da muß es mehr als sonst heißen: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Nun aber scheint es in der Tat, als ob es sich hier um eine sehr tiefgehende und ernste Bewegung handelt; denn ein Freund unseres Blattes in England berichtet mir darüber: „Das wüste Gelärm ist von den Straßen vollständig verschwunden, die Spieler verlassen ihre bösen Wege und verbrennen ihre Sportzeitungen; Ungläubige zerstören ihre Broschüren und Abhandlungen und Materialisten kümmern sich nicht mehr um Haeckel; denn sie haben in Gottes heiligem Wort eine einfachere und schönere Darstellung der Gottheit gefunden."

Möge die Bewegung so weitergehen und viele Seelen glücklich machen.

* * *

Christus auf der Bühne. In einem Pariser Vorstadttheater brachte man den, welchen die Christen ihren Herrn nennen, in einer unglaublichen Weise auf die Bühne: Die „Heldenmutter" führt einen blonden, ernst dreinschauenden Mann auf die Bühne; er trägt ein wallendes weißes Gewand — es kann kein Zweifel sein: es ist Christus! Er erzählt, daß man ihn aus dem Tempel verjagt habe, daß man seine Gesetze falsch auslege und mißachte, und daß er sich darüber freue, von den reichen Bedrückern zu den armen Bedrückten hinabsteigen zu können. Spricht's und umarmt zwei in ganz Paris bekannte Bettlertypen, einen kahlköpfigen Greis und eine dicke kahlköpfige Bettlerin. In einem Couplet (!) erzählt er ihnen von seinem eignen Leidenswege und verspricht, sie aus aller Not erlösen zu wollen!

Das Berl. Tageblatt bemerkt dazu: „Eine recht geschmacklose Profanation, die auch auf freie Geister unerfreulich wirken muß!" — Eine vernichtendere Kritik für diese „Kunst" kann es allerdings nicht geben als dieses Wort aus diesem Munde.

* * *

Das Evangelium findet in Tibet Eingang, das ist eine bedeutsame Nachricht; der britischen Bibelgesellschaft wird berichtet, daß in der Hauptstadt Lhassa viele Evangelien in tibetanischer Sprache an Laien und Mönche verteilt werden und daß der gegenwärtige Regent drei Evangelien annahm. Derselbe erklärte, daß er großes Verlangen habe, die Religion der weißen Männer kennen zu lernen.

* * *

Man kann oft genug hören, daß den niedrigstehenden Rassen die logische Fähigkeit der Verallgemeinerung fehle, oder daß sie bei ihnen doch recht schwach sei, dem gegenüber hat W. J. Thomas in der Zeitschr. f. Sozialwiss. (1904 S. 215) nachgewiesen, daß die westafrikanischen Völker in hohem Maße abstrakt denken können, wie sich das aus ihren Sprichwörtern ergibt. Der Verf. führt daher die angebliche Rückständigkeit der Neger mehr auf ihre Umgebung, ihre sozialen Verhältnisse usw. zurück.

* * *

Über Schriftzeichen aus der älteren Steinzeit berichtet Ed. Piette in „Etudes d'ethnographie prèhistorique" auf Knochen von La Madelaine und Rochebertier. Es handelt sich dabei um Zeichen, welche den Buchstaben viel späterer Zeit überraschend ähnlich sind. Gewiß muß man vorsichtig sein, hier irgend welche Schlüsse zu ziehen, immerhin aber ist es bemerkenswert, daß jene Menschen sich schon mit Zeichen verständigten; denn anders wird sich solch ein Fund kaum erklären lassen.

* * *

Die Orient-Mission hat wieder schwere Tage gehabt, die Cholera wütet in Tabris usw. schon seit Monaten und greift immer mehr um sich, weshalb die Direktion der Mission (Großlichterfelde West, Ring 30) herzlich um neue Gaben bittet. Mit schönen Worten spricht der „Christl. Orient" über das Werk dieser Mission und ihr Bollwerk. Wir geben sie im Folgenden gern wieder.

„Drüben, weit, weit hinter dem mächtigen Kaukasus mit seinem Schneehaupte, seinen himmelan strebenden Steinriesen und den duftenden Oleander- und Azaleen-Ab-

hängen liegt das wunderbare Land der Widersprüche, Persien. Das Land des tiefsten Schattens. Hier heiteres, lachendes Genießen des sorglosen Orientalen, dort das tiefste Weh der Menschheit.

Mitten in dem lachenden Sonnenschein steht eine dunkle Gestalt, die Arme verschränkt, die Stirn gerunzelt, unbeweglich, kalt bis ans Herz hinan, entschlossen zum äußersten. Das ist der Fanatismus des Mohammedaners. Wie ein kalter Hauch geht's von ihm aus, denn seine Nähe tötet. Nichts was fremd ist, nichts was recht ist, nichts was schön ist, darf vor ihm bestehen. Ein Faustschlag, und es liegt darnieder.

Und mit überlegenem Lächeln blickt er auf die kleine Schar der Fremden herab, die es wagt, mit ihm anzubinden. Christenleute, Unreine, Giaur wagen sich in seine Nähe, wollen ihm die Hand bieten! Zorn flammt in seinen Augen auf.

In der Tat, es scheint Wahnsinn, daß unser verschwindend kleines Häuflein Christen sich an ihn heranwagt. Und warum auch, höre ich oft fragen. Laßt ihn doch, er ist ruhiger, glücklicher ohne euch, er braucht euch nicht, ihr bringt euch und andere nur in Gefahr. Lieben Christen, sprecht doch nicht so. Habt ihr die Öde gesehen, die sich hinter der düsteren Stirn verbirgt, habt ihr das Laster gesehen, das hinter den hohen Mauern, in den blühenden Gärten sein Wesen treibt, habt ihr das Weh gesehen, das in den Frauenherzen wühlt, habt ihr das Gift gesehen, das in die Kindesseele geträufelt wird? Was würdet ihr sagen, wenn jemand in eurem Vaterlande gefühllos an einem Ertrinkenden vorüberginge, einem Schwerkranken nicht hülfe, ein verwahrlostes Kind nicht zu retten suchte. Ihr würdet ihn verächtlich nennen. Wie oft empört sich schon euer Herz, wenn ihr eine kleine Ungerechtigkeit, einen kleinen Unverstand seht. Da heißt es gleich: das kann ich nicht mit ansehen, da muß ich einschreiten. Und da draußen, wo uns täglich der krasseste Unverstand, die krasseste Ungerechtigkeit begegnet, sollen wir nicht helfen wollen? Wir müssen da einschreiten. Ja, wir müssen. Über unserem menschlich fühlenden Herzen steht das ewige, unauslöschliche Gebot unseres Heilandes: Helft!

So wagen wir es denn.

Und sind wir wirklich so machtlos dem festen Walle gegenüber, dem Bollwerk, das sich vor uns auftürmt? Haben wir nichts dagegen einzusetzen; keine Waffe?

Es ist Tatsache, daß jeder, der von jenem Felde zurückkommt, sich wieder hinaus sehnt. Nicht nach der strahlenden Sonne Persiens, der lachenden Natur nur, nein, nach seiner Arbeit. Wenn eine Arbeit den Stempel „umsonst" an sich trägt, erlahmt bald die Schaffensfreudigkeit, ermatten die Hände, sinkt der Mut, hier wächst unser Mut, hebt sich die Freudigkeit. Siegesgewißheit durchdringt uns. Nicht nach außen hin erstreckt sie sich — ach, noch lange, lange vielleicht wird die Welt keine großen Siege auf diesem Gebiete zu verzeichnen haben — ganz still ist sie da, tatsächlich da, in unseren Herzen. Und woher kommt sie? Weil wir mächtiger sind als der finstere Mann da vor uns. Wir können ihm voll ins Gesicht sehen und sagen, schlage uns, kämpfe mit uns, wehre dich, wir werden dich überwinden.

Der Waffen im Orient sind viele: Schwert, Dolch, Gift, Schnur, Verrat, Verleumdung, Betrug, Haß und Rache, wir haben nichts dergleichen, nur eine unscheinbare Waffe, nicht scharfschneidend, nicht voll ätzenden Gifts, aber eine Waffe, die unser Herr führte und sie allen seinen Jüngern in die Hand drückt, wenn er sie zum Streite aufruft, eine Waffe, die erprobt ist, denn sie hat die Welt überwunden: die Liebe. Wo im Gesetzbuch der Mohammedaner von der Liebe geschrieben sein sollte, findet sich eine Lücke, man findet nichts von ihr. Und das Gesetz von der Liebe macht den schwarzen Mann in seinem Grimme einen Augenblick inne halten, nachdenklich und sich verwundern. Er steht vor einem Rätsel. Schlage uns, wir werden nicht wiederschlagen, verrate uns, wir werden dich nicht hassen. Hasse uns, wir werden dich und deine Kinder lieben.

Er fühlt, daß wir etwas mehr haben als er. Er fühlt sich machtlos gegen diese Macht.

Das ist unser Bollwerk."

Wollte diese „Liebe“ auch immer unser Bollwerk werden gegen die Feinde, die dem Christentum in unserer eigenen Heimat gegenüberstehen. Sie ist schließlich doch überall die beste Apologetik, und ist es nicht so, daß sich überall bei dem Gegner jene „Lücke“ findet, von welcher die obigen Zeilen reden? Wie leicht sollte es daher der Christ haben, mit diesem „Bollwerk“, mit dieser ihm eignen Waffe seinen Gegner zu überwinden!

E. Dennert.



Frage 45: Wie sind Schriftstellen in Einklang zu bringen, die einmal sagen: „Unser Glaube ist Gottes Werk“, und dann wieder: „Wir selbst sind schuld, ob wir glauben oder nicht.“ (Vergl. 1905 S. 35.)

Zunächst möchte dem Fragesteller unsererseits die Frage entgegengehalten werden: Von wem ist denn der erste Anfang dazu gemacht worden, daß die Menschen zum Glauben, d. h. zur Lebensgemeinschaft mit Gott durch Christum kommen konnten? waren das die Menschen selbst? Nein, auch hier hieß es: der aber alles bereitet, das ist Gott. Gott hat die Welt geliebt, Gott hat den Retter verheißen lassen, Gott hat seinen Sohn gesandt. — Und so geht es auch bei dem Gläubigwerden des einzelnen Menschen. Den Anfang macht Gott, indem er vor allem sein Wort dem Menschen nahebringt und durch dieses Wort — aber auch durch Lebensführungen oder andere Menschen — mit seinem Geist an dem Herzen des Menschen arbeitet. Nun hat aber der Mensch die Freiheit, dieser Arbeit des Geistes Gottes an seinem Herzen zu folgen oder ihr zu widerstehen und sie abzulehnen. An diesem Punkte ist der Mensch verantwortlich und er ist allerdings selbst schuld, ob er glaubt oder nicht. Gibt er dem Zuge des Geistes Gottes nicht nach, so hat er die Folgen seiner ablehnenden Haltung seines Nicht-Wollens zu tragen. (cf. die Pharisäer gegenüber dem Herrn, Joh. 10, 25a u. 38.) Ja, es beginnt sogar schon hier auf Erden das Gericht der Verstockung über solche Nichtwollende zu kommen, vergl. Matth. 13, 13. — Wenn aber der Mensch der Arbeit des Geistes bei sich Raum gibt; wenn er vor allem aufrichtig ist und sich nicht für besser hält als er ist, so setzt Gott seine Arbeit an dem Menschen fort und wie er ihm alles Gute für sein leibliches Leben gibt, gibt er ihm erst recht das Wachstum des inneren Lebens, des Glaubens. — Denn wenn irgendwo der Mensch nichts von sich aus zustande bringt, dann ist es im Glauben, vergl. Luthers Erklärung zum 3. Artikel und 2. Kor. 3, 5. So kann man sagen: Gott reicht uns die Kraft, das Vermögen dar zum Glauben und in dieser Kraft glauben wir. Warum dürfte uns denn diese Kraft nicht von Gott geschenkt werden? Das ist eben Gottes übergroßes Erbarmen, daß er uns alles gibt, was wir zum Seligwerden brauchen — aber nun ist auch unsere Verantwortlichkeit um so größer; wenn wir nicht einmal das annehmen und gebrauchen, was er uns darreicht! Nach diesen Bemerkungen lassen sich wohl die beiden angeführten Stellenreihen leicht in Einklang bringen. — G. W. in G.

Nochmals die Frage: Warum offenbart sich Gott nicht deutlicher? (Vergl. 1904 S. 379 ff.)

Warum, so wollen wir zuvor fragen, kam Christus in niederer Knechtsgestalt? Warum nicht in Hoheit und Herrlichkeit?

Weil er nicht zu richten, sondern zu retten kam. Darüber läßt uns die Schrift

keinen Zweifel, daß, wenn Christus in Herrlichkeit kommen wird, damit auch der Tag der Scheidung, der Tag des Gerichtes anbricht.

Es ist Gnade, wenn er seinen ersten Advent in Niedrigkeit gehalten, Gnade, wenn er seine Majestät in Knechtsgestalt hinter den Vorhang des Fleisches (Hebr. 10, 20) verhüllt hat. Wie es auch eitel Gnade von Gott gewesen ist, wenn er im alten Bund hinter dem Vorhang des Allerheiligsten seine Gegenwart verbarg, Gnade, wenn er durch Opfer und Gaben seine Heiligkeit bedecken ließ. Denn das ist ja der tiefe Sinn aller der Sühn- und Schuldopfer, daß durch sie für den Sünder die ihn sonst richtende und vernichtende Heiligkeit Gottes bedeckt und verhüllt wird. Wir möchten darum, ohne die in Heft 11 (1904. S. 379 ff.) beleuchteten Gründe verdunkeln zu wollen, für die Beantwortung der gestellten Frage noch mehr auf diese Seite den Blick lenken.

Würde jetzt Gott in so vollkommener Weise sich offenbaren, daß niemand ihn und sein Wirken leugnen kann, dann wäre damit ohne weiteres auch die Scheidung und das Gericht gegeben. Dann würden die Menschen, die trotz ihrer Erkenntnis von Gott fortfahren, den Antrieben des Fleisches zu gehorchen und der Welt und sich selbst zu leben, alsbald das Gericht und den Zorn Gottes auf sich laden. Ihre Sünde wäre fortan nicht mehr menschlich, sondern teuflisch. Sie hätten nun keine Entschuldigung mehr. Wieviele aber würden dann wohl entrinnen? Während jetzt, da Gott nur verhüllt sich offenbart, auch für die größten Missetäter das Wort der Gnade gilt: Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Gott aber will ja nicht Menschen richten, sondern retten. Darum läßt er jetzt noch den Aeon der Gnade währen, läßt uns Menschen Raum und Zeit zur Selbstbesinnung und Entscheidung, indem er sich uns nicht aufdrängt, sondern nur sozusagen von fern her begegnet, ob wir ihn nicht fühlen und finden möchten. Er hat Geduld mit uns, indem er den Tag der Offenbarung verzieht. Also darum verhüllt er sich uns jetzt, auf daß er uns nicht ergreife und überfalle in unseren Sünden, sondern damit jetzt noch die heiligenden und beseligenden Kräfte seiner wenn schon verborgenen dennoch spürbaren Nähe an uns wirksam werden und wir allmählich überwinden lernen.

Bis dann: zunächst für den einzelnen der Tod den Vorhang des Fleisches, dann aber für die gesamte Menschheit jener große Tag der Offenbarung die letzten Hüllen hinwegrücken wird und wir dann reif und würdig sein werden, Ihn zu schauen von Angesicht zu Angesicht, nun nicht mehr mit Furcht, sondern mit Freuden!

Paul Buhrow-Rixdorf.



1. Zeitschriften.

Prometheus. 1904. Nr. 767. „Die afrikanischen Zwergvölker", von Dr. W. Schönichen. — Nach dem Verfasser hat die heutige Forschung unabweisbar zu dem „Deduktionsschluß" geführt, daß auch für den Ursprung des Menschengeschlechts das nämliche Entwickelungsgesetz Giltigkeit haben muß, wie das nach seiner Angabe bei den Tieren feststehende, daß „die Tierformen infolge eines natürlichen Entwickelungsprozesses entstanden sind." Der Verf. empfindet vielleicht das Lückenhafte sowohl des grundsätzlichen Ausgangsdogmas, wie auch gerade das des Folgerungssatzes für das Menschengeschlecht; wenigstens greift er schnell zu dem ethnographischen Stützpunkte seiner Schlußfolge, den man in den merkwürdigen Zwergvölkern Afrikas gefunden haben, aber trotz

ihrer „affenartigen Organisationszüge“ nicht aufrecht erhalten wollte. Interessant sind die Abbildungen eines Mannes und eines jungen Mädchens aus jener Generation. Der Leser wird aus dem Blick und den Zügen erkennen, daß er es mit „Vollmenschen“ zu tun, die nie und nimmer auch nur im Entferntesten etwas Tierisches getragen haben können, wenn auch die Stufe der Kultur derselben eine „primitive“ (d. h. also unzweifelhaft entwickelungsfähige) ist. Wenn beim Durchmarsche der englischen sudanesischen Garde „die stattlichen Soldaten von 1,80 Meter einen tiefen Eindruck bei dem kleinwüchsigen Weibervolke hervorgerufen haben, also daß die Schönen in großer Zahl den schlank gewachsenen Söhnen des Mars folgten“, so ist darin gewiß ein Beweis für das „Mensch zum Menschen“ gegeben. — Nr. 768 u. 769. Daselbst „die N-Strahlen“ von Dr. G. Angenheister. — Eine neue Strahlenart, sich dicht anreihend an das Phänomen der Radiumstrahlung, wird im Anschluß an den des französischen Physiker R. Blondlot beschrieben, durch eine mit größtem Fleiße gearbeitete Reihe von Erscheinungen und experimentellen Nachweisen hindurchgeführt. In der zweiten Hälfte des Aufsatzes werden die Beobachtungen einer ausgedehnten Reihe von französischen Gelehrten und deren Aussprüche berichtet. Das deutsche Auge ist aber nicht in gleicher Weise wie das französische den Schwierigkeiten der Erkenntnis dieser Strahlen gewachsen, daher die Ergebnisse der französischen Augen wohl noch mehrfacher Bestätigung harren müßen. R.

Beweis des Glaubens 1904. Heft 8. F. Barth, Die Anrufung Jesu in der christl. Gemeinde. Der Aufsatz behandelt dasselbe Thema, das derselbe Verf. in Heft 1 unseres Blattes erörtert. Zoikler bespricht Fr. Delitzsch als Apologeten (wie in Heft 9 R. Köbel, H. Schultz und A. H. Cremer). — In Heft 9/10 bespricht E. Dennert eingehend Portigs großes Werk „Das Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwandes“ und W. Schmidt „Das Grundbekenntnis der Kirche und die modernen Geistesströmungen“, wobei unter dem Grundbekenntnis das Wort Joh. 3, 16 gemeint ist. — In Heft 11/12 behandelt G. Steude einen „halbkantianischen Apologeten“, nämlich Ernst Friedrich Apelt.

In der Umschau 1904 Nr. 43 berichtet A. Ristenpart über die Kritik, welche Fr. Nipher der Kant-Laplaceschen Lehre von der Bildung des Sonnensystems angedeihen ließ. Der genannte Forscher kommt zu dem Ergebnis, daß diese Lehre unhaltbar sei. — Wer sich für die wunderlichen, auch von uns kurz angedeuteten (1904) Ideen von J. Lanz-Liebenfels über das „Menschentier“ interessiert, findet darüber in dem genannten Heft unter dem Stichwort „Das große Bibelmysterium“ ein eingehenderes Referat. — Nr. 45 enthält einen interessanten Aufsatz von G. Haberlandt über die Sinnesorgane der Pflanze, worüber der Verf. bekanntlich auch auf der letzten Naturforscher-Versammlung redete. Dieser Aufsatz ist sehr klar und gut orientierend über dieses neue und hochinteressante Gebiet der Pflanzenphysiologie. — In Nr. 46 berichtet B. Dessau über Neues von der Radiumforschung. — 1905 Heft 1 enthält einen Aufsatz von L. Reinhardt über Das Doppel-Ich. Mit interessanten Tatsachen aus den Geheimnissen des menschlichen Seelenlebens. Wenn der Verf. dieselben dadurch zu erklären sucht, daß jede Gehirnhälfte des Menschen ein besonderes Weltbild besitzt, das zeitweilig vorherrschen kann, so erscheint diese Ansicht denn doch mehr als wunderlich.

Globus 1904 Bd. 86. Nr. 20—24 bringt einen Aufsatz über den Ursprung von Religion und Kunst von K. Th. Preuß. Der Verf. hält es für eine Voreingenommenheit, wenn man in der Religionsgeschichte vom Animismus ausgeht, vom Glauben an überlebende Seelen. Er glaubt, daß es eine Zeit gab, wo der Seelenbegriff noch nicht existierte. Er findet den Ausgangspunkt in der Zauberkunst des Menschen, an die Zauberkraft von Körperteilen und zwar besonders der Körperöffnungen und ihrer Ausscheidungen.

Die Umschau. 1904 Nr. 38. „Der Schlaf“ von Dr. W. Weygandt. Das Wesen des Schlafes ist wissenschaftlich noch unentschleiert; auch die Idee von einem „Schlaf-

zentrum" ist wieder aufgegeben. Etwas weiter kommen wir durch Betrachtnng der psychologischen Seite des Problems, insbesondere der Ermüdung des Gehirns je nach Zeit und Ausdehnung der Arbeit desselben. Der Verf. untersucht in ergiebiger Weise diese Fragen; zumal auch die des Traumes und bespricht sodann die Schlafmittel. Seine gelehrt-praktische Arbeit sei bestens empfohlen. — „Unsere Kenntnis vom Mammuth auf Grund der Ergebnisse der letzten Mammutherpedition" von Dr. Ludwig Reinhardt. Man vergleiche hierzu die Notiz in Nr. 3 d. J.

„Neue Beobachtungen über Mutationen" von Dr. R. Francé. Von den seit etwa einem Jahrzehnt gesammelten Erscheinungen „sprunghaft" entstandener neuer Arten und auf den von dem Nestor der deutschen Zoologen Albert Kölliker mit seiner Heterogenese eröffneten Wegen wird uns im Einzelnen Bericht erstattet und aus dem Gebiet der Botanik durch Wort und Bild der Originalwuchs der Tomate und daneben der durch rückschreitende Mutation entstandenen neuen Varietät vorgeführt. Daneben erhalten wir die Beweisführung durch eine schwanzlose Katze, die indeß bei jedem Wurfe geschwänzte und auch stummelschwänzige Abkömmlinge zur Welt bringt. Die von De Vries vor drei Jahren begründete „Mutationstheorie" hätte sich danach vollständig Bahn gebrochen. Es wird auf die einschlagenden Tatsachen, die der Verf. selbst als altbeobachtet und „in der Luft gelegen" bezeichnen will, diese Theorie aufgebaut. Sie wird kaum einen Widerspruch erfahren. R.

Die Naturwiss. Wochenschrift 1904 Nr. 51 bringt auch einen Artikel über den „Schlaf" von Dr. L. Reinhardt, auf den wir hier noch hinweisen. — 1905, Nr. 3. A. L. Angersbach, „Das Verhältnis zwischen Psychischem und Physischem nach Avenarius und Petzoldt". Wer sich für den „empiriokritischen" Philosophen Avenarius interessiert, sei auf diesen Aufsatz verwiesen.

2. Bücher.

G. Burk, Dr. phil., Sozial-Eudämonismus und sittliche Verpflichtung. Ein Beitrag zur modernen Geistes- und Sozialreform. Langensalza, H. Beyer & Söhne, 1904. Pr. 1,20 Mk. — Der Verf. wendet sich in seiner Schrift gegen die Afterethik des Eudämonismus und Utilitarismus, die heute so weite Kreise beherrscht und zu deren Anhängerschaft auch die Sozialdemokratie zählt. Er weist überzeugend nach, daß diese verderbliche Lehre außer stande ist, den Zentralbegriff einer jeden Ethik, den der Pflicht, und die damit verwandten Begriffe des Opfersinnes, der Schuld, der Reue und des Gewissens zu begründen und darum keinen Anspruch darauf erheben könne, als ethisches System angesehen zu werden. Auf drei verschiedene Weisen hat man versucht, den Sozial-Eudämonismus zu konstruieren: 1. Vom Standpunkte des Individuums aus mit Hilfe des Postulats von der Koinzidenz des Individual- und Sozialinteresses. Dabei schrumpft aber der Pflichtbegriff zusammen auf einfache, unverbindliche Klugheitsregeln; sittlicher Opfermut, Pflichttreue bis in den Tod muß das System als unsinnig oder gar unsittlich bezeichnen, ebenso kommen die Begriffe der Schuld und der Reue in Wegfall, 2. hat man eine Begründung versucht vom Standpunkte der Gesellschaft aus. Auch damit gelangt man zu keinem Pflichtbegriff, sondern höchstens zu äußeren Zwangsverpflichtungen, 3. bietet sich noch die „uninteressierte, universelle Sympathie" als Basis an. Aber damit trägt man einen fremden, dem ethischen Idealismus entnommenen Gedanken in das System hinein und erkärt den Eudämonismus für unfähig, den Begriff der Pflicht aus sich heraus zu entwickeln. Im Schlußabschnitte zeigt der Verf. die Torheit der Sozialdemokratie, sich auf eine Ethik zu stützen, die, konsequent durchgeführt, jeder „Brüderlichkeit", jedem Solidaritätsgefühle ein Ende bereiten würde. Egoismus könne nicht durch Egoismus prinzipiell überwunden werden. Nur unter dem Banner eines ethischen Sozialismus, mit wahrhaft christlicher Nächstenliebe, im Glauben an eine göttliche, sittliche Weltordnung und den Sieg des Guten und der Ideen werde die Arbeiterschaft sich emporarbeiten und ihre berechtigten Forderungen durchsetzen

können. — Die gehaltvolle Schrift sei allen philosophisch interessierten Lesern aufs wärmste empfohlen. F.

Rump, Joh., Pastor Lic. Dr., „Folge du mir nach"! (Ev. Joh. 21, 22.) Ein vollständiger Jahrgang Predigten über sämtliche Texte der Eisenacher Evangelien. Vollständig in allen 11 Lieferungen. 1 Lieferung S. 1—96, Preis der Lieferung 1 Mk., Altenburg, S.-A., Stephan Geibel 1905. — Vor einigen Jahren erschien dieses Werk zum ersten Mal, umfaßte aber nur ca. ein Drittel von seinem jetzigen (geplanten) Umfang. Daß Verfasser und Verleger sich entschlossen haben, die Evangelienpredigten zu einem ganzen Jahrgang zu vervollständigen, betrachte ich als einen Gewinn für unsere evangelische Landeskirche. Ich wüßte in der Kürze nichts, was ich aus dieser Literatur (über die neuen Evangelien) dem R.'schen Werke als gleichwertig an die Seite stellen könnte. Mein Wunsch ist der, daß er auch die bei gleichem Verlage erschienene Auswahl von Predigten über die neuen Episteln zu einem Jahrgang vervollständige. H.-W.

Kögel, Rudolf, † D. theol., Zion, fahre fort im Licht! Kasualreden. Leipzig 1904, H. G. Wallmann, 200 S. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk. — Stenographische Niederschriften, herausgegeben von dem deutsch-amerikanischen Prediger W. Popke, Tauf-, Konfirmations-, Trau-, Begräbnisreden, Ordinationsreden, Ansprachen an kirchlichen Festtagen, Reden bei besonderen Veranlassungen. Kögel war ein großer Prediger. Ich persönlich habe beim Hören seiner Predigten den Eindruck gehabt, als fehle seinen Predigten bei all ihren außerordentlichen Vorzügen die Hinbewegung zum Hörer. Was ich dort vermißte, finde ich hier. Für viele wird das Buch, das mit Kögels Bild geschmückt ist, eine liebe Erinnerung sein. H.-W.

Bibliothek.

Nr. 1—110 und Bezugsbedingungen siehe in Heft 1. Neu eintretende Abonnenten erhalten die Liste auf Verlangen zugesandt.

111. A. Dorner, Grundriß der Religionsphilosophie. Leipzig 1903.
112. W. Hellpach, Die Grenzwissenschaften der Psychologie, Leipzig 1902
113. A. Riehl, Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart Leipzig 1903.
114. G. Uhlhorn, Der Kampf des Christentums mit dem Heidentum. Stuttgart 1886.
115. H. Schell, Der Gottesglaube und die naturwissenschaftliche Welterkenntnis. 2. Aufl. Bamberg 1904.
116. A. Pauly, Wahres und Falsches an Darwins Lehre. München 1902.
117. P. J. Müller, Schöpfung und Auferstehung im Lichte der neuesten naturwissenschaftlichen Forschung. Berlin 1904.
118. P. Wurm, Handbuch der Religionswissenschaft. Calw und Stuttgart 1904.
119. H. Engel, Die größten Geister über die höchsten Fragen. Konstanz.
120. O. Ziemssen, Himmelsbild und Weltanschauung. Gotha 1902.

Berichtigung.

In dem Artikel über Spener (Heft 2) ist, wie uns ein Freund bemerkt, ein kleines Versehen untergelaufen: nicht Johann Georg III. von Sachsen, sondern sein Sohn August der Starke ist 1697 katholisch geworden. Ersterer aber war es, der Dresden verlassen wollte, wenn Spener dies nicht tat.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.